

Mitmachen

ELM Hermannsburg | Partner in Mission

BLACK LIVES MATTER

Sehr persönliche Zeugnisse von erlebtem Alltagsrassismus

Auf dem Jahrmarkt schießt Franz Huchel eine Rose für seine Freundin. Dabei muss er auf N...r schießen. Der Stand auf dem Jahrmarkt ist mit „Neger-schießen“ überschrieben. Ich erschrecke bei dieser Szene in der Verfilmung des wunderbaren Romans „Der Trafikant“ von Robert Seethaler.

Die Szene spielt 1937. Sie ist purer Rassismus. Das würde heute, knapp 100 Jahre später, nicht passieren. Wirklich? Der Afroamerikaner George Floyd ringt 8 Minuten und 46 Sekunden um sein Leben, als ein weißer Polizist seine Knie auf seinen Hals drückt. Vergeblich fleht George um sein Leben: „I can't breathe.“ Seine Ermordung war rassistisch motiviert.

Was ist Rassismus? Wie erleben und erleiden Menschen ihn? Darum geht es in dieser Ausgabe von Mitmachen. Sie ist insofern ein Experiment, weil wir nur Menschen zu Wort kommen lassen, deren Hautfarbe nicht weiß ist.

Wir wollen sie zu Wort kommen lassen ohne jegliche Form der Kommentierung. Daher verzichten wir auch auf Bilder, da diese eine Form der Interpretation sind.

Rassismus schränkt das Leben schwarzer Menschen massiv ein. Selbst dort, wo er überwunden zu sein schien, in Südafrika. Eindrücklich berichtet davon Johan Rodyn. Austen P. Brandt legt den Finger in die Wunde, wenn er das Aufkommen des Rassismus auch der Rolle von Missionaren zuschreibt. Der vermeintlich gut gemeinten Farbenblindheit gegenüber Menschen schwarzer Hautfarbe geht Eben Ekundayo auf den Grund. Karamba Diaby weist eindrücklich darauf hin, wie deutlich Rassismus im politischen Diskurs eine Rolle spielt und welche Auswirkungen dieser auf die Gesellschaft hat. Sehr persönliche Zeugnisse erlebten Alltagsrassismus sind in diesem Heft aufgenommen.

Warum gehen wir als Missionswerk dieses Thema an? Weil wir nicht mehr schweigen dürfen! Weil wir lauter und deutlicher unsere Stimme erheben müssen, wo Menschen ihrer Würde beraubt werden. Weil, wie Bischof Bvumbwe es ausdrückt, die Liebe Christi uns verpflichtet, einander zu lieben. Und diese Liebe führt aus dem Gebet heraus in die Aktion vor der eigenen Haustür. Wir hätten unseren Auftrag verfehlt, wenn wir ausschließlich mit unseren Partnerkirchen arbeiten würden und meinten, die Impulse von unseren Partnern nicht in Deutschland umsetzen zu müssen. Dabei kann es unweigerlich auch zu politischen Stellungnahmen kommen. Einmischung von Kirche und Mission in gesellschaftliche Ungerechtigkeiten ist politisch. Das galt für die Kirchen Südafrikas im Kampf gegen die Apartheid, das gilt für jeden Christen und jede Christin im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext. Dabei müssen wir nicht immer einer Meinung sein. Ein Schweigen verbietet sich allerdings dort, wo die Ebenbildlichkeit Gottes von Menschen aller Hautfarben in Frage gestellt wird. Denn dort werden nicht nur Menschen angegriffen, sondern Gott selbst. Rassismus ist ein Angriff auf Gottes Schöpfungswerk.

Diesem Heft wird ein zweites folgen. In ihm werden weitere Stimmen folgen. Auch von Menschen, die weißer Hautfarbe sind.

Bis dahin schreiben Sie uns Ihre Meinung, berichten Sie von Ihren Erfahrungen. Wir würden uns freuen, wenn wir eine Diskussion in Gang setzen und dem folgen, was Bundespräsident Steinmeier gesagt hat: „Es reicht nicht aus, kein ‚Rassist‘ zu sein. Wir müssen Antirassisten sein.“

Eine Schlussbemerkung: Da wir uns entschieden haben, die Beiträge nicht zu editieren, haben wir den Begriff „Rasse“ dort beibehalten, wo er von Autor*innen selbst benutzt wird.

Und nun viel Freunde und hoffentlich neue Erkenntnisse beim Lesen. Wir freuen uns auf Ihre Reaktionen.

Thomas Wojciechowski, Stellvertreter des Direktors

Weil einer für alle Men- schen starb

Eine Andacht von Dr. Joseph P. Bvumbwe,
Bischof der Ev.-luth. Kirche in Malawi

„Denn

ihr seid alle durch den Glauben Gottes Kinder in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,26-28) Brief des Paulus an die Galater.

Rassismus und Vielfalt ist ein historisches Thema. Menschen neigen dazu, Rassismus als ein neues Phänomen zu betrachten, was es tatsächlich nicht ist. In Afrika kann Rassismus bis in die Zeit des Sklavenhandels im 18. und 19. Jahrhundert rückdatiert werden.

In jenem Jahrhundert empfanden die arabischen Sklavenhändler die Afrikaner als eine niedrigere Rasse und rechtfertigten so den afrikanischen Sklavenhandel, und sogar zwischen Arabern und Indern schrieb die eine ethnische Gruppe sich selbst einen höheren Stellenwert zu, während die jeweils andere als niedrigere Rasse betrachtet wurde. Diese Tatsache kann auch für andere Kontinente wie Europa und Amerika nachgewiesen werden. Um es auf den Punkt zu bringen: In unserem Kontext können sogar Fragen der Diskriminierung und Stigmatisierung als eine Form von Rassismus bezeichnet werden. Wir haben das erlebt, als wir es mit der HIV- und AIDS-Pandemie zu tun hatten. HIV/AIDS war eng verbunden mit einer bestimmten Rasse.

Jesu Antwort:

Integration von Verschiedenheit

Dem Thema Rassismus begegnete Jesus während seines Wirkens. Die biblischen Schriften bezeugen Mittel und Wege, mit denen Jesus dem Unrecht des Rassismus begegnet ist. Jesus begegnete Rassismus mit Integration von Verschiedenheit. Da sind die Geschichten der Samariterin am Brunnen, der kanaanitischen Frau und von Zachäus (Johannes 4,1-42, Matthäus 15,21-28 und Lukas 19,1-10). In allen drei Geschichten erleben wir, wie verwandelnd die Herangehensweise Jesu ist. Wir sehen Jesus Christus in seiner Zeit und in seinem Kontext mit dem Thema Rassismus konfrontiert. Was tut er? Wir sehen, wie Jesus Rassismus verwandelt, indem er die Kraft der Vielfalt einführt. Wir sehen, wie Jesus Christus die ausgegrenzte Samariterin am Brunnen umarmt, die Bitte der zurückgewiesenen kanaanitischen Frau erhört und schließlich dem sündigen Zöllner Zachäus vergibt und ihn in seinem Haus besucht.

Diese Beispiele zeigen, wie Rassismus mit der Perspektive der Vielfalt angegangen werden kann. Jesus Christus und die Apostel hatten zahlreiche Begegnungen dieser Art. Deshalb schrieb der Apostel Paulus an die Galater. Paulus flehte die Christen an, dass sie als Getaufte eins sein sollen. In Christus gibt es weder Juden noch Griechen, weder Sklaven noch Freie, weder Männer noch Frauen, denn alle sind eins in Jesus Christus Jesus. Als menschliche Wesen lernen wir aus der Heiligen Schrift, dass wir nach dem Bilde Gottes geschaffen wurden, um Gott ähnlich zu sein. Die ganze menschliche Rasse ist eins – geschaffen nach dem Ebenbild Gottes. Dem Schöpfer entsprechend sind wir *eine Rasse*.

Ähnlich wie in den Tagen unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus, als sich Rassismus und Diskriminierung durch Leprosie und Armut manifestierten, sehen wir uns in unserem heutigen Kontext mit Herausforderungen wie HIV und AIDS und dem Corona-Virus auf der einen Seite, und Menschenhandel und Fremdenfeindlichkeit auf der anderen Seite konfrontiert. Die Kluft zwischen den Armen und den Reichen ist größer geworden, und das Wohlergehen der Menschen unterscheidet sich von Land zu Land drastisch. Man braucht nur die unterschiedlichen Gesundheitssysteme in den verschiedenen Ländern anzuschauen. Seit der Ausbruch des Corona-Virus in Wuhan, China, gemeldet wurde, verbreitete sich das Virus

sehr schnell auf der ganzen Welt und wurde zum gemeinsamen Feind, den jedes Land bekämpfen musste. Arme und reiche Nationen schlossen sich zum gemeinsamen Kampf zusammen. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich diese Andacht schreibe, sind weltweit 16,5 Millionen Menschen infiziert und über 650.000 Todesfälle registriert worden. In Malawi wurde der erste Corona-Fall im April 2020 diagnostiziert, bis Juli 2020 wurden über 4.000 Menschen positiv getestet, mehr als 100 Menschen starben.

Jesus hatte keine Zeit, über Rassen nachzudenken

Was können wir als Weltgemeinschaft angesichts dieser Pandemie von unserem Herrn Jesus Christus lernen? Er lehrte uns, unsere Prioritäten richtig zu setzen. Und für ihn hat das Leben die höchste Priorität. Daher ist es notwendig, dem Leben zu dienen. „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10b). Für Jesus hat jedes menschliche Wesen das Recht auf Leben. Jesus sah in allem, was das Recht zu leben bedroht, einen Feind. Er sah weder Rasse noch Hautfarbe, Sprache, ethnische Herkunft, Weiße, Schwarze, Inder, Asiaten oder Europäer. Er sah alle Menschen als nach dem Bilde Gottes geschaffen an. Er hatte keine Zeit über Rassen nachzudenken. Stattdessen hatte er Zeit, alle

Menschen als ein und dasselbe Gottesvolk zu machen, das von der Verschiedenheit lebt. Wenn überhaupt, dann muss uns das Corona-Virus und seine Auswirkungen auf die Weltgemeinschaft die harte Lektion lehren, dass wir alle eins sind und lernen müssen, miteinander als Einheit zu leben. Denn wir können nur gemeinsam überleben, weil kein Land davon verschont geblieben ist. Unsere Verbundenheit ist jetzt notwendiger als je zuvor. Wieder einmal lehrt uns ein Virus, dass kein Land allein überleben kann und dass die eine „Rasse“ ohne die andere nicht überleben kann. Das Virus lehrt uns die bittere Lektion „Wir sind eins in einem globalisierten Dorf“, wir können entweder gemeinsam überleben oder gemeinsam sterben. Als menschliche Wesen lernen wir aus den heiligen Schriften, dass wir nach dem Bild Gottes geschaffen wurden. Nach dem Bilde Gottes geschaffen zu sein bedeutet, Gott ähnlich zu sein. Wenn wir also Gott ähnlich sind, gilt diese Ähnlichkeit für alle Rassen und alle Menschen. Die einzige Rasse, die wir haben müssen, ist unser Sein in Gott, und wir müssen lernen, in unserer Vielfalt zu leben und den Rassismus abzuschaffen. Unsere ethnische Vielfalt muss den Reichtum der Schöpfung Gottes widerspiegeln, der uns als verschiedene Rassen, aber alle nach Gottes Bild als Menschengeschlecht geschaffen hat.

Die Liebe Christi verpflichtet,

einander zu lieben

Es ist deshalb unsere Pflicht als Kirchen und Nationen, allen Menschen zu dienen, unabhängig von ihrer Rasse oder Nationalität. So können wir die Welt vor den verheerenden Folgen des Corona-Virus und seinen negativen Auswirkungen auf die Welt bewahren.

Zusammengefasst: Es ist immer wichtig, sich daran zu erinnern, dass die Liebe Christi uns verpflichtet, einander zu lieben. Wir müssen lernen, Hass mit Liebe zu bekämpfen (Römer 12,17) und in Harmonie miteinander zu leben, weil wir davon überzeugt sind: „Weil einer für alle Menschen starb, sind sie alle gestorben. Und Christus ist deshalb für alle gestorben, damit alle, die leben, nicht länger für sich selbst leben, sondern für Christus, der für sie gestorben und auferstanden ist.“ (2 Kor 5,14-15).

Möge der allmächtige Gott unsere Bemühungen in dieser schwierigen Zeit segnen, indem wir uns an den Händen fassen und im Gebet um Gottes Eingreifen zur Beendigung der Covid19-Pandemie im Namen Jesu bitten. – Amen.

Übersetzung: Thomas Wojciechowski

„Das ist zuviel“

Alltagsrassismus: Was zwei Studentinnen der Fachhochschule für interkulturelle Theologie Hermanns- burg erfahren haben und was daraus folgte

In der letzten Weihnachtszeit habe ich den bisher aggressivsten Rassismus in Deutschland erlebt. Zusammen mit meiner Freundin Lina, einer jungen weißen amerikanischen Frau, habe ich direkt vor dem FIT-Campus einen Bus bestiegen, um auf den Hannoveraner Weihnachtsmarkt zu fahren. Ich habe mich sehr darauf gefreut, da in Hannover mein Lieblingsweihnachtsmarkt ist und dort auch ein paar ehemalige Kolleg*innen einen Glühwein mit mir trinken wollten ...

In dem Moment, in dem wir uns in den Bus setzten, begann eine Gruppe von jungen Männern meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, indem sie „Ni Hao“ sagten. Das ist Chinesisch und bedeutet „Hallo“.

Da ich ihre Art nicht mochte, habe ich sie zunächst einfach ignoriert – auch da ich ein solches Verhalten schon tausendmal in Deutschland erlebt habe und es sich bei den Jungs um Schüler handelte ...

Dies hat sie jedenfalls nicht dazu gebracht aufzuhören, sondern sie sagten immer lauter „Ching Chang Chong“. Es war das allererste Mal, dass ich so ernsthaften Rassismus in meinem Leben erfahren habe.

Ich war darüber sehr aufgebracht und ich wusste nichts anderes zu tun, als zu meiner Freundin zu murmeln: „Das ist zu viel.“ Ich war geschockt und nicht in der Lage, angemessen zu reagieren.

Das Nächste, was ich weiß ist, dass meine Freundin sich den Jungs zuwandte und sagte, dass sie mit dem respektlosen Verhalten aufhören sollen. Ein paar Schülerinnen, die in direkter Nähe zu den Jungs saßen, ermahnten die Jungs ebenfalls aufzuhören.

Mir ist bewusst, dass es offensichtlich ist, dass ich in Deutschland eine Fremde bin. Ich sehe aber überhaupt keinen Grund, dass ich aufgrund meines Aussehens oder meiner Nationalität diskriminiert werden sollte. Einige denken vielleicht, dass es nur „Hallo“ bedeutet, wenn man „Ni Hao“ sagt ...

Aber „Ni Haho“ anstelle von „Hallo“ zu nutzen, wie sie es für andere Menschen benutzen, empfinde ich als Botschaft: „Du bist seltsam, du gehörst hier nicht her. Bitte geh nach Hause.“ Dass sie später „Ching Chang Chong“ sagten, unterstrich ihre Intention.

Dankenswerter Weise haben meine Freundin Lina und meine Kolleg*innen von der FIT meine Geschichte den Professor*innen der FIT und dem Direktor des Gymnasiums erzählt.

Alle haben dies sehr ernst genommen und mir wurde versichert, dass das Gymnasium seine Schüler*innen über Rassismus aufklären wird. Ich begrüße die kluge Reaktion gegenüber ihren Schüler*innen bezüglich dieses Vorfalles.

Unterschiede akzeptieren – nicht weniger und nicht mehr

Natürlich lassen sich aus einfachen Unterschieden unterschiedliche Schlussfolgerungen ableiten. [Of course, various aspects or degrees of implications can be drawn out from simple differences.]

Ich hoffe jedoch, dass Unterschiede, zumindest was unser Aussehen betrifft, von allen einfach als Unterschiede akzeptiert werden können, nicht weniger und nicht mehr.

Ich weiß, das ist ein zeitaufwändiger Prozess. Mittlerweile, schaue ich auch auf mich, ob ich selbst auch bei Anderen Unterschiede als etwas Höheres oder Niedrigeres im Vergleich zu mir bewerte.

Seltsame Erfahrung

Ich kann zu dem, was Eeri geschrieben hat, nicht viel hinzufügen, was sie nicht schon gesagt hat. Die Erfahrung war für mich seltsam – insbesondere als jemand, der in Kalifornien, inmitten von unterschiedlichen Menschen aufgewachsen ist und nie daran gedacht hat, jemanden auszusondern – insbesondere als Kind. Die Situation hat mir die Augen geöffnet und ich habe gelernt, bei kleineren und größeren Aggressionen auf die Bedürfnisse meiner Kolleg*innen zu reagieren. Von Natur aus würde ich sie in aufflammender Wut verteidigen, aber mir wurde schon ein dutzend Mal gesagt, „es gut sein zu lassen“. Es hat mich betroffen gemacht, wie oft am Tag sie Opfer solcher Verhaltensweisen sein müssen – der Tag hätte einfach nicht genug Stunden, Widersachern entgegenzutreten. Diese Erkenntnis hat mich zutiefst beunruhigt, und ich bin beeindruckt von den Maßnahmen, welche die FIT (in Zusammenarbeit mit der Gemeinde Hermannsburg) ergreift, um dies in Zukunft zu verhindern. Ich bin auch unglaublich stolz auf die Gymnasiastinnen im Bus, die uns verteidigt und die Jungen für solch respektloses Verhalten gescholten haben. Sie waren in der Lage, den Unterschied zwischen einem Witz und einem zutiefst verletzenden Gefühl zu verstehen, und ich hoffe, dass alle anderen Schülerinnen und Schüler, die dem Austausch beiwohnten, dem Beispiel der Mädchen folgen werden.

Eeri Yoon und Taline Palmer,
Studentinnen in Hermannsburg

Auch das Schwarze ist mächtig und schön

Wie Pastor Charles Isaac Raj,
seit fünf Jahren als ökumeni-
scher Mitarbeiter für das ELM
und eine Hannoveraner
Gemeinde tätig,
Rassismus in Deutschland
erlebt hat.

Ich habe einige Erfahrungen mit Rassismus in Deutschland gemacht. Einmal fuhr ich mit meiner Frau mit dem Zug. Wir saßen einer weißen Frau und einem weißen Mann gegenüber. Sie unterhielten sich während der ganzen Reise miteinander. Als es für den Mann an der Zeit war, aus dem Zug auszusteigen, ließ er etwas Müll auf dem Tisch vor sich liegen. Nachdem er den Zug verlassen hatte, bestand die weiße Frau darauf, dass meine Frau Indra den Tisch abräumen solle.

Während ich in der Schlange stand, um meinen Einkauf in einem Geschäft zu bezahlen, erlebte ich Folgendes: Ein weißer Mann steht hinter mir und bringt seinem kleinen Sohn bei, dass die Schwarzen sehr gefährlich sind und er sehr vorsichtig sein soll.

Eines Abends kehrten meine Frau und ich vom Gottesdienst zurück. Ich lief 50 Meter hinter meiner Frau. Ich sah einen kleinen weißen Jungen, der mit meiner Frau sprach. Als ich mich ihnen näherte, lief der Junge los und rief: „Oh..., ein Schwarzer...“

Einige Weiße fühlten sich unbehaglich, wenn sie im Zug oder im Bus neben mir saßen. Manchmal verließen sie den Platz, auf dem sie saßen.

Farbdiskriminierung in Deutschland:

Das hätte ich wirklich nicht gedacht!

In den Köpfen einiger Weißer hat sich eine schlechte Vorstellung von Schwarzen stark verankert. Sie denken, dass die Schwarzen schlecht, hässlich und gefährlich sind. Sie denken, dass die schwarzen Haare und die schwarzen Augen hässlich sind, aber blonde Haare und blaue Augen schön. Sie betrachten die Schwarzen als unkultivierte Wesen. Einige Deutsche behandeln Arbeiter aus anderen Nationen gering-schätzig und das, obwohl diese Menschen die Straßen und Häuser gebaut haben. Ich komme aus Tamil Nadu, Südindien, und bin Dalit. Ich habe die Kastendiskriminierung durch die hohen Kasten in Indien erlebt. Hier habe ich die Farbdiskriminierung erlebt. Das hätte ich in diesem Land mit einer christlichen Mehrheit nicht erwartet. Deshalb bin ich wirklich enttäuscht.

Einige weiße Deutsche sind Schwarzen gegenüber voreingenommen: Sie denken, dass die Schwarzen Diebe sind und schlecht. Darüber hinaus pflanzen sie solche Einstellungen in die Köpfe ihrer Kinder ein. Zunächst sollten die Eltern ihre Einstellung ändern und dann ihren Kindern beibringen, dass es gute und schlechte Menschen in allen Farben gibt.

Ich bin nicht in der Position, eine Entschuldigung für diese Herabwürdigungen zu verlangen, weder von Institutionen wie der Kirche noch von Einzelpersonen. Es ist der freie Wille einer Person, sich zu entschuldigen oder nicht. Aber man muss daran arbeiten, dieses Problem an seinen Wurzeln zu packen. Eine ernsthafte Reform der Gesellschaft und des Bildungssystems ist unerlässlich, um zu verhindern, dass dieses Problem wächst. Was bisher geschehen ist, kann nicht geändert werden. Aber wir haben genug Ressourcen und Macht, um die zukünftige Generation durch Gespräche und Belehrung zu verändern. Dies liegt nicht nur in der Verantwortung der Kirche, sondern findet bei jedem Gespräch am Esstisch in den Familien in Deutschland statt.

Allesamt Einer in Christus Jesus

Mit dem ELM habe ich keine persönlich diskriminierenden Erfahrungen gemacht, aber für mich ist es wichtig, dass Missionswerke Befreiungsbewegungen vom Rassismus unterstützen. Es ist dringend notwendig, Seminare und Konferenzen zu organisieren, um über dieses Thema zu diskutieren. Es gibt bereits Worte wie Schwarzgeld, Schwarzmarkt, Schwarzfahrer, Schwarze Schafe, die von Menschen in Deutschland verwendet werden. Diese Worte schüren negative Gedanken gegen die Schwarzen. Im Brief an die Galater 3,28 hat der heilige Paulus geschrieben, dass alle vor Gott gleich sind:

*Hier ist nicht Jude noch Grieche,
hier ist nicht Sklave noch Freier,
hier ist nicht Mann noch Frau,
denn ihr seid allesamt Einer in Christus Jesus.*

Wir müssen uns dafür einsetzen, dass diskriminierte Menschen wie die Schwarzen, die Dalits und die Frauen ihren Respekt und ihre Würde bekommen. Meiner Ansicht nach ist das Schwarze auch mächtig und schön.

Rev. Charles Isaac Raj,
Ökumenischer Mitarbeiter des ELM

„Ich
kann
nicht
atmen!“

Seit Generationen leiden Johan Robyn und seine Familie unter dem System des Rassismus in Südafrika. Und er fürchtet, dass seine Kinder dieses System unverdienterweise erben werden.

George Floyd konnte nicht atmen, mein Großvater konnte nicht atmen, meine Mutter konnte nicht atmen, ich kann nicht atmen, meine Kinder können nicht atmen...

Den weißen Polizisten mit all seinem Gewicht und seinen Knien auf dem Nacken von George Floyd zu sehen, der um Hilfe schreit und mit seinem letzten Atemzug verzweifelt fleht „...ich kann nicht atmen...“, erinnert mich an die unzähligen Male, in denen ich selbst nicht atmen konnte, weil eine „weiße Institution“ mich in einem System gefangen hielt, in dem meine Lungen nicht die Luft der Freiheit atmen konnten.

Ich bin geboren zur Zeit der Rassentrennung, der Apartheid. Dieses System hat darüber bestimmt, dass ich einer bestimmten Rasse zugeordnet wurde. Mir wurde vorgeschrieben, wo ich zu wohnen habe und wo ich zur Schule

gehen musste. Für die meisten von uns hat die Apartheid unsere Zukunft vorgeschrieben. So bin ich als Sohn eines landwirtschaftlichen Helfers aufgewachsen. Wie so viele Kinder im Western Cape, deren Väter einfache Farmarbeiter waren, würde auch das ihre berufliche Zukunft sein. So bestimmte es das System. Denn eines wollte es nicht: dass wir frei sind, frei denken, frei atmen.

Gemäß der Apartheid bin ich ein Coloured. Ich bin also weder Schwarz noch Weiß. Irgendetwas dazwischen.

Die Apartheid ließ für meine Mutter nichts anderes, als „Tea Lady“ zu sein. Es war ihre Aufgabe, Tee für die Weißen in ihren komfortablen Büros zuzubereiten. Mein Vater musste jeden Tag früh aufstehen und zu seinem weißen Chef laufen. Mein Großvater kämpfte für Südafrika im 2. Weltkrieg. Als Coloured wurde ihm nicht gedankt und er erhielt auch keine Rente. Und auch heute noch, 25 Jahre seit Beginn der

Demokratie, gibt es in Südafrika ein System, dass die Menschen in Rassen klassifiziert. Meine Kinder erben ein System, das sie nicht verdient haben.

Amandla – das Symbol schwarzer Macht

George Floyd zu sehen, erinnert mich an mein erstes Jahr auf der Oberschule im Jahr 1988. Das Bildungssystem begünstigte weiße Schüler um ein Fünffaches mehr als mich. Die Atmosphäre bei den Lehrern und Schülern war angespannt. Trotz der angespannten Stimmung war es ruhig auf der Schule. Bis eines Morgens eine Gruppe von Mitschülern „Amandla“ anstimmte und die Faust nach oben streckte, das Symbol schwarzer Macht. „Wir können nicht atmen“, höre ich sie in die Menge rufen.

An diesem Wintertag mussten wir die Klassenräume verlassen und uns im Schulhof versammeln. Der Schulleiter und die Lehrer unterwiesen uns: „Unsere Nationalhymne redet von einem ‚blauen Himmel und einem tiefblauen Meer‘. Doch das hat keine Bedeutung für uns. Unsere wahre Hymne ist ... Nkosi sikelel I`Africa... Gott segne Afrika.“ Uns wurden Bilder von Nelson Mandela gezeigt. Uns wurde gesagt, dass Jan van Riebeeck, der 1652 als holländischer Kolonialist

nach Südafrika kam, nicht unsere Geschichte ist. Unsere Geschichte ist uns genommen worden von Hendrik Verwoerd, dem Begründer der Apartheid.

Ich erinnere mich, dass Geschichtsbücher verbrannt wurden. Wir bekamen Literatur aus dem Untergrund. Literatur, die uns lehrte zu glauben, dass wir atmen dürfen. Wir wurden bekannt gemacht mit dem bewaffneten Widerstand. Wir wurden ermutigt, aufzustehen gegen ein System, das uns die Luft aus den Lungen pressen wollte und uns zwingen wollte, nicht mehr atmen zu können.

Mein erstes Jahr an der Oberschule war geprägt von Protesten, Gewalt, Brutalität durch die Polizei und Gefängnis. Darüber mit unseren Eltern zu reden, war schwierig. Zu tief hat die Apartheid sie geprägt. Sie glaubten, dass der Weiße Recht hat. Der Weiße gab ihnen Arbeit. Die weiße Regierung ist gut für uns und schwarz sein war eine Sünde. Dieser Glaube war tief verankert.

Ich erinnere mich, als ich meine Mutter auf der Arbeit besuchte. „Sie machen einen ganz wunderbaren Tee“, wurde ihr gesagt. Sie erwiderte mit Dank an „mein Herr ... meine Dame.“ Zu Hause beschwerte sie sich. Sie wurde hin und her geschleudert, das Tablett mit Tee rauf und runter zu tragen. Sie verdiente sehr wenig und ihre Bitte, dass sie jemand bei ihrer Arbeit unterstützt, fiel auf taube Ohren. Sie konnte kaum noch atmen! „Belohnt“ wurde sie mit den Essensresten

der Veranstaltungen, die sie mit nach Hause nehmen durfte. Und doch reinigte sie weiterhin ihr Geschirr, räumte den Müll weg und säuberte die Toiletten. Das System der Apartheid war so stark, dass sie glaubte, die Weißen seien im Recht und schwarz sein sei falsch.

Konfrontiert mit einem „weißen Gott“

Später, in meinem ersten Jahr als Theologiestudent, wurde ich konfrontiert mit einem „weißen Gott“. Er gibt weißen Menschen eine Vormachtstellung. Jesus ist weiß und er wohnt in einer weißen Kirche. Ich wurde vertraut gemacht mit einem gutaussehenden weißen Jesus mit blondem Haar und einem hellen Bart, der weiße Menschen heilt. Und ich realisierte in diesem Moment, dass ein weißer Jesus das Erbe der Apartheid war.

Als ich mich mit einem Professor befreundete, hat er mich mit Dietrich Bonhoeffer vertraut gemacht. In seinem Buch „Nachfolge“ schreibt er im Vorwort über „billige Gnade“: „Wenn Gott einen Menschen ruft ... dann ruft er ihn nachzufolgen und zu sterben.“ Bonhoeffer hatte eine Leidenschaft, die Freiheit des Menschen zu betonen. Er war im Widerstand und wusste, dass Freiheit einen hohen Preis kostet. Ich lernte, dass ich entscheiden

kann, wer Gott oder Jesus für mich sein soll. Aber auf jeden Fall war er nicht weiß.

Es wurde mein Ziel, für die Freiheit zu kämpfen. Als Nelson Mandela 1994 Präsident wurde, war dies das wichtigste Ereignis für meine weitere politische Überzeugung. Es war mir wichtig, meinen Vater frei zu sehen von der Last, ein fremdbestimmter Hilfsarbeiter auf einer Farm zu sein. Meine Mutter von der Last, eine fremdbestimmte „Tea Lady“ zu sein. Und mich selbst zu befreien, als Coloured definiert zu werden. Darum hatte ich mich zuvor dafür eingesetzt, dass Nelson Mandela Präsident würde. Ich wollte die Freiheit für meine Kinder. Als Mandela dann Präsident wurde, bedeutete das für mich im wahrsten Sinn des Wortes, dass ich meine Freiheit erlangt hatte, und dass wir fähig sein würden, ein System zu bekämpfen, das uns bis dahin zerstören wollte.

Aus Weiß wurde Schwarz

Ich habe 2003 eine Tswana geheiratet, also eine Frau anderer „Rasse“. Unsere Familien haben diese Ehe willkommen geheißt. Als unser erstes Kind geboren wurde, wurde das für uns zu einem Symbol, dass wir endlich einen Zustand erreicht hatten, in der wir unserer Tochter eine Freiheit geben können, die ich

als Kind nie hatte. Die Freiheit zu atmen. Doch schon bald wurde diese neue Freiheit wieder angegriffen. Jetzt mit dem Unterschied, dass die Farben im Herrschaftssystem gewechselt haben: Aus Weiß wurde Schwarz.

Das neue Südafrika war noch nicht bereit für eine Ehe verschiedener Hautfarben. Meine Ehefrau wurde als Verräterin bezeichnet, weil sie jemanden geheiratet hatte, der nicht schwarz ist. Ich erinnere mich an den Tag, als wir einkaufen waren und meine Frau unser Kind auf dem Rücken trug. Sie wurde von einer schwarzen Frau gefragt, wieviel ich ihr zahle, dass sie für mich arbeitet? Sie erwiderte, dass sie mit mir verheiratet sei. Worauf sie von der Frau beschimpft wurde.

Das passierte nicht nur einmal, sondern sehr häufig. Beim ersten Mal dachten wir noch, das wird vergehen und die Zeit wird eines Tages Veränderung bringen. Doch bald habe ich realisiert, dass sich das System nicht ändert. Es wurde offensichtlich, dass es noch immer seine Knie auf dem Nacken meiner Frau und auf uns als Familie hatte und versuchte, uns am Atmen zu hindern.

Das System, das meinen Großvater, meine Mutter, meinen Vater, unsere Familie versklavt hatte, ist auf dem besten Weg, auch meine Kinder zu versklaven. Es passierte an dem Tag, als meine Tochter aus der Schule kam und fragte, zu welcher Rasse sie wirklich gehöre?

In meiner verzweifelten Suche nach Erklärungen habe ich realisiert, dass auch sie nicht frei atmen kann. Auch das neue System drückt seine Knie in ihren Nacken und ihre Fragen sagen mir: „Ich kann nicht atmen.“

George Floyds Tod durch einen weißen Polizisten ist kein Einzelfall. Es ist nicht nur einmal passiert, dass ein Schwarzer mit den Knien auf den Boden gedrückt wird. Es ist die Geschichte eines Systems, das unseren Geist geprägt hat und uns fortlaufend weismachen will, dass schwarze und farbige Menschen als Untermenschen bezeichnet werden. Als Sklaven und als Menschen, die weniger wert sind als weiße Menschen. Die Prägung meiner Identität sitzt tief. Sie hat angefangen mit der Kolonisation und hat lange Zeit ihre Wurzeln in meine Seele graben.

Für meine Kinder darf es nur ein Südafrika für alle geben.

Die weiße Elite gebrauchte verbale und körperliche Gewalt, um Rassismus zu propagieren

und beides wurde als normal angesehen, als ein gegebenes Recht. Rassismus wurde spielerisch abgetan als ein Recht, das der Gesellschaft zustand. Der Polizist auf dem Nacken von George Floyd ist auch der Südafrikaner, gerechtfertigt durch das Rassengesetz von 1955, das mich bestimmt und mich zuordnet. Er ist der weiße Farmbesitzer, der seinen Farmarbeiter entwürdigt, wie es ihm passt. Es ist der weiße Chef, für den meine Mutter als Tea Lady arbeitet und den es nicht kümmert, dass sie kaum noch die Treppen mit dem schweren Tablett schafft. Es ist die schwarze Frau, die meine Frau beschimpft, weil sie außerhalb ihrer Rasse geheiratet hat. Es ist das System, das meine Tochter fragt, wer sie ist und wie sie in diese Welt passt. Es ist die weiße Elite, die meinen Großvater zum Glauben an dieses System verführt hat. Dabei wissend, dass es am Ende mich und meine Kinder zerstören wird.

Die Wahl Nelson Mandelas zum ersten demokratisch gewählten Präsidenten 1994 war für mich ein wichtiges Ereignis. Und doch erfahre ich, dass das neue System, das uns befreien sollte, die Last der Vergangenheit mit sich trägt. Sie macht es schwer für meine Kinder, frei zu atmen. Und dennoch glaube ich, dass es kein weißes oder schwarzes Südafrika gibt: Für meine Kinder und ihre Zukunft darf es nur ein Südafrika für alle geben.

George Floyd konnte nicht atmen, mein Großvater konnte nicht atmen, meine Mutter konnte nicht atmen, ich kann nicht atmen, meine Kinder können nicht atmen ...

„Niemand wird mit dem Hass auf andere Menschen wegen ihrer Hautfarbe, ethnischen Herkunft oder Religion geboren. Hass wird gelernt. Und wenn man Hass lernen kann, kann man auch lernen zu lieben. Denn Liebe ist ein viel natürlicheres Empfinden im Herzen eines Menschen als ihr Gegenteil.“

*Nelson Mandela,
Der lange Weg zur Freiheit, 1994*

Johan Robyn, verantwortlich für die Sozialarbeit der Lutheran Community Outreach Foundation in Hillbrow/Johannesburg.
Übersetzung: Thomas Wojciechowski

„Rassismus ist eine globale Krankheit“

Nachgefragt: MJH Ubane, Leitender Bischof der Ev.-luth. Kirche im Südlichen Afrika antwortet Michael Schultheiss, ELM-Referent für die Ökumenische Zusammenarbeit mit dem südlichen Afrika

Ich danke Ihnen, mein Bruder, und grüße Sie alle.

Rassismus ist eine globale Krankheit und kann jeden jederzeit treffen. Manche mögen Rassismus bemerken, andere nicht, je nachdem, wie man ihn empfindet. Einige von uns (Südafrikanern) haben blanken Rassismus in verschiedenen Formen erlebt, aber wir haben ihn überlebt. Als Südafrikaner (vor allem Schwarze) sehen wir immer noch blanken Rassismus. Durch bestimmte Ereignisse wie dem Mord an George Floyd, den die Menschen zum Anlass nahmen, über das Thema zu reden, hat nun weltweit die ganze Welt davon Kenntnis genommen (BLACKLIVESMATTER). Um ehrlich zu sein, sind nicht alle Weißen rassistisch, aber wegen der wenigen werden alle über den gleichen Kamm gebürstet.

Ich hatte einmal ein Gespräch mit einigen Mitgliedern einer politischen Partei, in dem sie sagten, dass Missionare in unser Land kamen und uns die Bibel gaben, während sie uns das Land nahmen. Einige der deutschen Missionare sind Landbesitzer, es ist sehr schwierig, diese Tatsachen zu bestreiten.

Es gab eine Begebenheit, bei der ein deutscher Pastor starb und es Schwierigkeiten gab, ihn in seiner deutschen Gemeinde in Kroondal beizusetzen. Wir hielten die Trauerfeier in einer nahe gelegenen (ELCSA-)Pfarrei, in der er arbeitete, da wir als Schwarze die deutsche Kirche dazu nicht nutzen durften. Wir bestatteten ihn danach auf dem Friedhof seiner deutschen Gemeinde in Kroondal. Dies ist etwas, das in meinem Gedächtnis nie verblassen wird. Der Rassismus wird niemals enden.

Diese Partnerschaften, die wir haben, haben viel Positives gebracht, und zu diesen Partnerschaften ermutige ich alle, weil man durch sie Gott in Aktion sehen kann. Da wir als Christen Gefangene der HOFFNUNG sind, bin ich der Ansicht, dass sich das mit dem Rassismus ändern wird, aber wir sind durch ihn verletzt worden. Persönlich habe ich Deutschland mehrmals besucht, aber ich wurde gut aufgenommen und weiß das zu schätzen. Vielleicht gab es Formen von Rassismus, aber aufgrund unserer schwierigen Vergangenheit habe ich ihn nicht wahrgenommen, denn wir waren ihn gewohnt, auch dass wir als minderwertig angesehen wurden.

Ich danke meinem Bruder, dass er mir diese Gelegenheit gegeben hat. Ich glaube, dass dies der Beginn für unser Gespräch über dieses Thema ist.

In seinem Dienst
Bischof MJH Ubane

**COVID-19 als
Katalysator für
Rassismus in
der Welt – ein
Feature von
Gcebile Dlamini.**
Sie ist Theaterpädagogin und tätig
für die Lutheran Community Outreach
Foundation in Johannesburg.

**„Niemand wird
geboren, um einen
anderen Menschen wegen
seiner Hautfarbe,
seiner Herkunft oder
seiner Religion zu hassen.
Die Menschen lernen zu
hassen. Und wenn sie
lernen können zu hassen,
dann können sie auch
lernen zu lieben.“**
(Nelson Mandela)

Ein Schrei, gehört zu werden

CCOVID-19 zeigt, wie sich die Viren leicht von einem Ort zum anderen ausbreiten können, über Ozeane und über Berge hinweg. Und das durch einen gemeinsamen Faktor, nämlich durch menschlichen Kontakt.

So auch Rassismus: Er überträgt sich durch Menschen. Im Kampf gegen Rassismus und seine starken Auswüchse muss zunächst bedacht werden, was den Menschen gemeinsam ist. Ich glaube, dass wir alle mit einer Form von Spiritualität verbunden sind. Mein

starker Wille ist es, die Welt in dieser Zeit aufzurufen, sich auf Spiritualität zurück zu besinnen.

„Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung.“
(Epheser 4,4)

Die meisten Menschen wollen nicht über Rassismus sprechen und sich ihm nicht stellen. Man mag den Eindruck haben, dass Rassismus vor allem in Südafrika vorkommt, doch ist er immer noch überall gegenwärtig. Besonders in privilegierten Kreisen gibt es die Angst, Rassismus als existent anzuerkennen.

Viele schwarze Südafrikaner, die noch nie außerhalb ihres Kontinents waren und wenig über das Leben von Schwarzen im Ausland wissen, denken, dass es für Schwarze eine schöne Erfahrung ist, im Ausland zu leben. Nach Übersee zu reisen ist ein Ziel und dort zu leben ist eine Errungenschaft.

In den meisten wohlhabenden Gebieten Südafrikas erleiden die Menschen Rassismus. Die menschliche Schwäche besteht darin, dass wir Angst davor haben, als Schwarze wieder zu verlieren. Diese Angst gibt Anderen Macht über uns. Sie lässt uns unter den

jetzigen Bedingungen leben, die doch gleichsam Veränderung und unser klares Wort erfordern. So herrscht noch immer die Vorstellung, dass Schwarze nicht über Weißen stehen. Doch das ändert sich. Schwarze beginnen, ihre Positionen und die Freiheit, die ihnen genommen wurden, in Frage zu stellen und sie zu beanspruchen.

Was ist Freiheit? In Südafrika gibt es ein Sprichwort: Man ist frei, aber man ist „dom“. Dom bedeutet, dass man nicht sehen kann. Der Begriff Freiheit und Regenbogennation ist also fragwürdig. Man beginnt, das Bildungssystem, die wirtschaftlichen Strukturen, die Lebensbedingungen, die sozialen Strukturen und viele andere Faktoren in Frage zu stellen, die den Schwarzen glauben machen sollen, sie seien frei, aber sie sind „dom“. Black Lives Matter – BLM fordert Veränderungen. Veränderung in der Art und Weise, wie Schwarze von allen Systemen behandelt werden. Diese Bewegung hat sich weltweit für die Rechte der Schwarzen eingesetzt und wurde weltweit gehört.

Die Ruhe auf den Straßen und in der Welt während COVID-19 zeigte, dass es in der ganzen Welt ein wichtiges Thema gibt, auf das man sich konzentrieren muss. Doch Rassismus ist genauso ein Thema, dem man sich stellen muss. Wir müssen nach Wegen suchen, wie wir ihn, in gleicher Weise wie das Coronavirus, eindämmen können.

„Denn wir sind durch einen Geist alle zu einem Leib getauft, wir seien Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie, und sind alle mit einem Geist getränkt.“

(1. Korinther 12,13)

„Ich habe mich dem angepasst, was die Welt DENKT, wer ich bin... weiblich und schwarz / Ich dränge mich über die physische, – geistige Einheit – hinaus, und die Welt sieht und glaubt, dass wir eins sind. Herr, wo bist du? / Ich gehe jeden Tag umher und denke: Eines Tages wird irgendwo jemand die Schreie und Klagen meiner Vorväter hören. Herr... / Die Ozeane gefärbt mit dem Blut unserer Vorväter, das in den Wellen und Stürmen der Meere fließt. Ich bin im ständigen Gebet, weil ich weiß, dass Spiritualität uns zusammenhalten kann... / Durchzogen sind die Straßen der Welt mit Kampflieder, Märschen und Stimmen unserer Vorväter; sie weinen, um gehört zu werden, weil sie gefesselt sind. / Lasst mich atmen, lasst mich atmen! scheint ein ständiger Schrei an unsere Heimat, unsere Felder und Böden zu sein. Ich bin immer noch im Gebet, hoffend... / Ich flehe um Luft. In meinem letzten Atemzug / Lasst mich atmen...“

(Gcebile Dlamini: Dieses Gedicht ist entstanden, als ich George Floyd sah, als er um sein Leben rang.)

Ich will atmen. Diese Worte fassen zusammen, was der Mensch braucht und worauf er ein Recht hat. Und sie drücken Unbehagen aus. So wie Jesus am Kreuz laut ausruft. Er braucht Wasser. Der Ruf nach Wasser wird zu seinem Klagegedicht. Es zeigt,

wie verschiedene Formen der Unterdrückung zu einem ständigen Schrei geworden sind. Ein Schrei ist eine kontrollierbare oder unkontrollierbare Reaktion auf etwas, das in dieser Situation unkontrollierbar ist. Die Polizei, die Floyds Schrei im Nacken hatte, zeigte, wie unkontrollierbare Schreie, insbesondere in Bezug auf Rassismus, ignoriert wurden. Diese Ignoranz beginnt auch mit dem Selbstverständnis als Täter. Die Absicht, dass wir Gutes tun, aber nicht erkennen und hinterfragen, für wen es gut ist? Wissen und erkennen wir, was gut für dich ist? Waren wir nicht immer schon oben? Wir haben, also können wir auch. Du hast zu hören!!

„Ich muss zuhören... zuhören. / Ich fürchte mich. / Sie werden anders über mich denken. / Vielleicht bin ich zu viel, ich muss es einfach zulassen. / Wenn ich spreche, denken sie vielleicht, ich denke, ich weiß... / Was, wenn ich spreche und das Wenige, das ich habe, dann weg ist? / Ich werde dann wieder verlieren. Was gewinne ich? / Es wird mir gut gehen, wenn ich nicht in ihrer Nähe bin... erlaub es mir einfach. / Sie haben mich geformt, also warum soll ich sprechen um eine eigene Stimme zu haben?“

(Gcebile Dlamini, inspiriert durch ein anonymes Interview)

Wir müssen beginnen, uns mit den Personen an der Macht auseinanderzusetzen. Sie können auf unterschiedliche Weise als Unterdrücker, Täter usw. identifiziert werden.

Eine kurze Geschichte über mich selbst, wie ich Unterdrückung aus der Perspektive des angewandten Theaters verstehe. 2018 besuchte ich Brasilien. Ich war am internationalen „Theater für die Unterdrückten“ in Rio de Janeiro. Dieses Zentrum wurde von Augusto Boal gegründet. Seine Motivation war die politische Situation in Brasilien in den 1970er Jahren und die Tatsache, dass

sein Vater in seiner Metzgerei mit Afro-Brasilianern arbeitete. Er reiste in verschiedene Teile der Welt und wurde von Theatermachern und ihren Stücken beeinflusst, die eine Diskussion über die Unterdrückung von marginalisierten Gemeinschaften anregen wollten.

„Auf die Frage, ob ich rassistisch sei oder nicht, schwieg ich eine Zeit lang. Dieses Schweigen, weil ich nicht sofort antworten konnte, störte mich.“

(Aus einem anonymen Interview)

In seiner Theorie geht es darum, wer die Macht hat (Unterdrücker) und wie sich die Machtlosen (Unterdrückten) von dieser Macht befreien können. Er will den Unterdrückten zeigen, dass sie die Macht haben, ihre Position zu verändern. In vielen Fällen, genau wie in der Geschichte der südafrikanischen Apartheid-Ära, wurden der schwarzen Gesellschaft durch das System verschiedene Unterdrückungsnormen beigebracht und an die nächsten Generationen weitergegeben, was die Unterdrückten denken lässt, dass die Position, in der sie sich befinden, sich niemals ändern kann. Bewegungen wie BLM sind eine bedeutende Kraft, die den Unterdrückten ihre Rolle vor Augen führt. Es wird Widerstände innerhalb einer solchen Bewegung geben, denn laut Boal können die Versuche der Unterdrückten, wenn sie beginnen, gegen ihre Unterdrückung vorzugehen, als lächerliches und gesetzeswidriges Verhalten angesehen werden.

Zurückschlagen wird unbequem sein, es wird Wut hervorrufen. Die Generation der Unterdrückten kann sich dafür entscheiden, ihre Lebenssituation zu ändern oder in ihnen zu bleiben.

Kürzlich wurde ein schwarzes Dienstmädchen fast zu Tode geprügelt. Von einem Jungen, den sie großgezogen hat. Er verfolgte im Fernsehen die politische Situation in Südafrika und die Rolle des Präsidenten. Seine Wut auf den Präsidenten ließ er an der Frau aus. Erst jetzt, in der Zeit von COVID-19, beschloss sie, sich zu befreien, indem sie der Unterdrückung entkam.

„Ich bin mir nicht sicher, wann der richtige Zeitpunkt ist zu rennen. / Ich bin nicht sicher, ob ich von Bedeutung bin. / Ich habe Angst zu rennen... Ich weiß vielleicht nicht, wohin ich renne. / Warum muss ich rennen? Ich muss mich dem stellen. / Sich den Dingen zu stellen, ist manchmal gar nicht so einfach. / So viele Male sind wir in unserer eigenen Unterdrückung gefangen. Wir haben das Gefühl, dass es nicht leicht ist, vor ihnen davonzulaufen, weil wir Angst haben. Wie eine Frau, die jeden Tag geschlagen wird. Es ist leicht für jemanden zu sagen: Geht einfach... Es zu tun, ist das Schwerste. / Es gibt vieles, an dem man sich selbst in Frage stellt.“

(Gcebile Dlamini)

In Brasilien wurde mir klar, dass es viele Fälle gibt, in denen ich Rassismus erlebt habe, aber weggelaufen bin. Ich fühlte mich machtlos und wütend auf mich selbst, weil ich zuließ, was mit mir passierte. Weil ich nicht an meine Stärke glaubte und nicht an die Tatsache, dass nur ich allein Veränderungen herbeiführen kann.

Der System und das Denken in Südafrika waren eine Waffe der Unterdrückung. Wenn man in Townships und andere Orte geht, gibt es aber eine große Entwicklung und viele Schwarze beginnen, ihre eigenen Geschäfte zu aufzubauen. Aber es gibt immer noch eine beträchtliche Anzahl von Schwarzen, die auf Unterstützung angewiesen sind.

In Brasilien konnte ich den verschiedenen Bewegungen, die von Afro-Brasilianern initiiert wurden, begegnen und etwas über sie erfahren. Bewegungen, die die Landfrage und die Ungerechtigkeit, die auch in Südafrika üblich waren, in sich vereinten. Dabei wurde mir klar, dass wir keine Menschenmenge brauchen, um etwas zu bewirken, sondern nur eine feste Überzeugung.

Steve Biko sagte einst, dass die stärkste Waffe der Unterdrückten der Verstand ist. Mein eigener Verstand. Wir müssen handeln. Doch wir beginnen uns umzuschauen und überlegen, was die Menschen sagen oder denken werden. Das ist der erste Fehler, den wir uns selbst auferlegt haben. Wir müssen begreifen, dass wir unsere eigene Freiheit sind. Unsere Freiheit lebt in uns. Und wir müssen anfangen, nach Veränderungen zu suchen. Niemand außer uns selbst wird uns Freiheit geben.

„Es ist hart, auf der schwarzen Liste zu stehen.

Ich weiß mit Rassisten zu kämpfen.

Der Protest wird gewalttätig werden.

Ich wusste, dass alle straucheln.

Schauen Sie mich an: Farbe ist alles, was Sie sehen.

George Floyd – seinen Hals unter deinem Knie;
 Bettie Jones – am Heiligabend von den Polizisten
 getötet –, die wir alle liebten.
 Protestieren Sie für unsere Rechte, das ist es, was wir brauchen.
 Tränengas in meinem Auge. Helft mir bitte.
 Wie konnte es zu all dem kommen?
 Meine Haut ist keine Waffe.
 Es ihrem Kind sagen zu müssen,
 der Person, die alles haben soll.
 Wegen deiner Hautfarbe gemocht zu werden.
 Oder bei besonderen Gelegenheiten.
 Oder ihnen beibringen zu müssen, keine Bedrohung für die Polizei zu sein.
 Denn Gott verbietet das.
 Einige von uns leben das.“

(Josiah Wheeler, 11 Jahre alt: Ein Gedicht für George Floyd)

In Brasilien gab es Fälle, in denen die weißen Theaterworkshop-Teilnehmer in die Position des Unterdrückten versetzt wurden. Das bringt mich dazu, ihre Position und ebenso die Unterdrückung zu verstehen. Eines der wichtigsten Dinge am Theater der Unterdrückten ist, dass man es nicht nutzen kann, wenn man nicht versteht, was Unterdrückung ist. Manchmal können die Unterdrücker nicht sehen, dass sie unterdrücken. Es muss einen Austausch über die Erfahrungen der Unterdrückten geben. Dabei ist es wichtig, sich nicht vor ihren Erfahrungen zu fürchten und ihren Absichten, ihre Rollen zu verändern. Es mag dabei auch gute Taten der Unterdrücker geben, die sie anregen und die es den Unterdrückten in ihrer Unterdrückung angenehm machen. Manchmal sehen die Unterdrückten es vielleicht, aber weil es Vorteile bringt, ignorieren sie es. In der Rolle der Unterdrückten zu sein, war für sie schwierig. Dabei wurde auch die Realität geleugnet, dass sie irgendwann einmal unterdrückt haben könnten. Und gleichsam haben sie sich selbst die Frage gestellt, als sie diese Rolle gespielt haben. Diese Geschichte zeigt mir, Macht als eine Fähigkeit oder ein Verhalten gegenüber etwas oder jemandem zu sehen, das verändert werden kann. Diese Fähigkeit oder dieses Verhalten kann bewusst und unbewusst sein, sowohl für die Person, die Macht hat, wie auch für die Person, über die Macht ausgeübt wird. Machtverhalten kann gelernt sein; es kann auch durch Sozialisation vererbt sein. Wir müssen beginnen, diesen Prozess des Machtverhaltens von seinen Wurzeln her anzugehen, sei dieser historisch oder beabsichtigt. Das ist es, was mir in Brasilien klar geworden ist. Es liegt an uns. Ob wir es wahrnehmen wollen oder nicht. Ich erinnere mich, wie ich unter Tränen aus einer Sitzung herausstürmte. Ich musste atmen und um Luft ringen wegen der Erkenntnis, dass manche Weiße nicht wahr-

nehmen wollten, wenn sie zu Unterdrückern werden. Ich erinnere mich daran, dass einer meiner Lehrer einmal sagte, dass wir als erstes die Hautfarbe sehen, wenn wir einen Raum betreten. Man mag es leugnen, doch das Wahrnehmen der Hautfarbe hat einen Einfluss, wenn man einen Raum mit anderen Menschen betritt.

Nolwazi sagt, wenn in Südafrika ein Schwarzer einen Weißen trifft, dann glaubt er, dass er Geld hat, ihn rettet, er besser ist, der Schwarze sich in einer bestimmten Weise zu verhalten hat usw. Wenn ein Weißer einen Schwarzen trifft, dann ist in seinen Augen der Schwarze arm, nicht gebildet, aus einem Township, ich kann ihn kontrollieren oder ihm sagen, was er tun soll usw. Dies könnte auch eine Art Stereotyp dessen sein, was wir voneinander denken oder sehen, und es schwingt nicht bei jeder Begegnung/ Erfahrung mit. Wir müssen beginnen, diese Wahrnehmungen und Vermutungen zu verstehen, damit wir in der Lage sind, unsere Reaktionen zu ändern.

**„Darum gehet hin und lehret alle Völker:
 Taufet sie auf den Namen des Vaters und des
 Sohnes und des Heiligen Geistes.“**

(Matthäus 28,19)

Es gibt etwas Größeres in der Menschheit, die Spiritualität. Wir müssen eine echte Verbindung mit unserem Geist, dem Universum, den Worten, Taten und Wünschen finden. All diese Dinge sind miteinander verbunden. Wir müssen die Macht des Universums und die Macht unserer Worte und Taten verstehen. Wenn wir meditieren, beten, spirituelle Lieder singen und menschliche Verbindungen pflegen, dann verkünden wir gleichsam

etwas. Diese Taten werden Ergebnisse hervorbringen. Wenn unsere Taten sich von dem unterscheiden, was in uns ursprünglich angelegt ist, unabhängig von Tradition oder Kultur, dann sollten wir uns daran erinnern, dass dasselbe Universum, von dem wir sprechen, uns als Menschen sieht und nicht ausschließlich als Produkt von Tradition, Kultur oder Herkunft. Es scheint dringend notwendig, dass die Welt auf alles reagiert und alles zum Stillstand bringt, wie COVID-19, und uns bewusst macht, dass das Universum eine Macht hat, die über das hinausgeht, was wir vielleicht glauben und kennen, sei es wissenschaftlich oder traditionell.

Tatsache ist, dass Rassismus immer noch gelebt wird

Tatsache ist, dass wir anerkennen müssen, dass Rassismus real ist und immer noch gelebt wird. Wir müssen uns bewusst werden, dass wir ständig gegen etwas kämpfen. Sowohl Schwarz als auch Weiß muss Raum zugestanden werden, und es geht nicht nur darum, dass die Türen für einen Dialog geöffnet werden, sondern darum, sich selbst zu definieren.

Dies bedeutet, sich selbst zu betrachten und zu verstehen, damit man in der Lage ist, sich gegenüber der Gesellschaft zu repräsentieren. Selbstdefinierung bedeutet, anzuerkennen, woher ich komme, was mich gelehrt wurde, was die Entscheidungen sind, die ich getroffen habe. Dies macht aus, wie ich mich definiere und mich präsentiere. Wir können vor diesen Fragen nicht davonlaufen, denn sie haben uns geformt und bestimmen die einzigartige Art und Weise, wie wir uns darstellen und unsere Identität schützen.

Dann müssen wir sorgfältig Wege beschreiten, auf denen Andere sehen können, woran wir glauben. Unser Aktivismus hängt davon ab, wer wir sind, wo wir sein wollen und wie wir dorthin gelangen. Dies sollte uns davon überzeugen, dass es in der Welt Gerechtigkeit geben muss, damit die Menschen harmonisch miteinander leben.

Wir können nicht leugnen, dass Afrika seit dem weißen Kapitalismus immer schon Rassismus erlebt hat. Weiße Menschen sehen ihre rassistischen Taten nicht, weil sie zu sehr vermeiden, sich den Realitäten zu stellen, anstatt zu akzeptieren, dass sie so erzogen wurden, es geerbt haben und somit auf eine Veränderung hinarbeiten könnten.

Das Festhalten an diesen ererbten Verhaltensweisen hat dazu geführt, dass die Welt mit der Akzeptanz verschiedener Hautfarben kämpft. Sowohl Schwarze als auch

Weiße müssen die Entwicklungen erkennen, die sie zu ihrem gegenwärtigen Verhalten geführt haben.

Wir müssen auf so viele Arten heilen und vermeiden, zu wiederholen, was in der Geschichte geschehen ist. Ansonsten werden wir noch mehr Traumata verursachen. Die Zeit von COVID-19 brachte der Welt eine Zeit der Erkenntnis und den Beginn einer spirituellen Selbstheilung in der Quarantäne. Je mehr wir etwas blockieren, desto mehr wird es uns vergiften. So vieles ist in unseren Körpern, Herzen, Gemeinschaften und unserem Geist vergiftet. Wir müssen uns der Realität stellen, indem wir reden, Lösungen finden und darstellen, was die Welt verändern wird.

„Lasst euch vom Geist erfüllen. Ermuntert einander mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, singt und spielt dem Herrn in eurem Herzen.“

(Epheser 5,18.19)

Sagt uns, dass wir durch Sprechen und Singen in unserem Geist erfüllt werden können. Unser Geist ist mit unserem Mund verbunden.

Gcebile Dlamini

Das Wort Rasse ist für die Menschheit nicht korrekt

Eine
Betrachtung von
Morwaeng
Motswasele,
Pastor aus
Südafrika
und ehemaliger
Partnerschafts-
referent des ELM.

Das Konzept des Rassismus ist problematisch, denn das Wort „Rasse“ für die Menschheit ist nicht korrekt. Wir sind alle Teil der Gattung Homo und der Art H. Sapiens. Daher können die Konzepte des Rassismus nur ein politisches Instrument sein, um eine bestimmte politische Agenda zur Rechtfertigung der Herrschaft und Ausbeutung anderer Menschen zu erreichen und zu befürworten.

Meine Rassismus-Erfahrungen in Deutschland

Ich wurde selber diskriminiert und zwar aufgrund meiner Hautfarbe. Ich kann mich noch lebhaft an einen Vorfall in Deutschland als kleiner Junge erinnern. Wir waren irgendwo zu Besuch, als andere Kinder uns „Neger!“ riefen. Zusammen mit den Kindern der Familie, die wir besuchten, verfolgten wir sie. Ich denke, zum Glück für uns alle, haben sie fliehen können! Als Kind in Deutschland aufzuwachsen und später als Erwachsener wieder im Land zu leben, rückt Erfahrungen und Erinnerungen in eine andere Perspektive. Bestimmte Dinge sind in der deutschen Gesellschaft und Kultur so verankert, dass die Menschen die aggressive Abwertung dieser Worte nicht erkennen:

- ▶ Kofferkuli – Kuli ist ein abwartender Begriff für Inder
- ▶ Negerkuss – falls ich mich nicht täusche, werden die jetzt Schokokuss genannt?
- ▶ Schwarz fahren
- ▶ Lustig ist das Zigeunerleben

Pipi Langstrumpf: obwohl die Autorin keine Deutsche ist, hat dieses Kinderbuch stark zu negativen Wahrnehmungen über schwarze Personen beigetragen.

Mit Worten und Redensarten wie diesen, muss sich die deutsche Gesellschaft auseinandersetzen und die Konnotationen dahinter verstehen. Sie stehen für: schlecht, negativ, einfach (simpel) oder weniger zivilisiert.

Während meines letzten Deutschlandaufenthalts als Erwachsener war ich zuerst erstaunt, wie viele Schwarze tatsächlich in Deutschland leben. Man freute sich, schwarze Menschen zu sehen, die für verschiedene deutsche nationale Sportarten spielten. Man dachte auch über die Integrationsdebatte von Russen mit deutschem Hintergrund nach, die nach Deutschland umgesiedelt waren.

Natürlich muss man sich die Frage stellen, ob auch ein Charakterzug rassistisch sein kann? Wenn ich die Deutschen allgemein – bitte erlauben Sie mir an dieser Stelle mal, alle Deutschen über einen Kamm zu scheren – als bevormundend und als Besserwisser bezeichnen würde; wenn ich behaupten würde, dass die Deutschen dazu neigen, ihre Interessen aggressiv durchzusetzen, – sollte ich diese sehr verallgemeinernden Eigenschaften als rassistisch anprangern? Sollte ich mich dann als Afrikaner rassistisch beleidigt fühlen, wenn sich eine Person anders verhält und nicht meinen kulturellen Vorschriften entspricht? Wäre diese Begegnung mit einem bevormundenden, besserwisserischen Deutschen rassistisch? Oder ist es eine kulturelle Begegnung und nichts weiter? Die grundlegende Frage ist daher, wann eine Begegnung und ein Verhalten rassistisch wird. Ist es rassistisch, andere Menschen als „Menschen mit Farbe“ (People of Colour) zu bezeichnen? (Und ich höre schon das Stöhnen: „Mein Gott, wie sollen wir diese Leute denn bezeichnen?!“) Wie wäre die gegenteilige Beschreibung für weiße Menschen zu verstehen: „Menschen ohne Farbe“ (People of No Colour)? Als schwarzer Südafrikaner habe ich definitiv Erfahrungen mit Rassismus, z. B. wenn von mir als Eingeborener, Bantu, Kaffer und Farbiger gesprochen wird. Der Rassismus hinter diesen Worten liegt darin, dass ich mich nicht dafür entschieden habe, mit diesen Worten bezeichnet zu werden! Es ist jemand anderes, der mir eine Identität gibt, der mich nach seiner Vorstellung und Auffassung beschreibt. Und genau das ist die Herausforderung.

Wenn ich an meine Zeit in Deutschland zurückdenke, an meine Kindheit hier und die kurze Zeit als Erwachsener, fällt mir immer noch die Marginalisierung von Menschen türkischer Herkunft auf. Sie sind auch vor der Armut geflohen, so wie marginalisierte Schwarze in Gesellschaften mit großen sozialen Gegensätzen und weißer Vorherrschaft. Ich beobachte, dass Musik und Sport die einzigen Möglichkeiten sind, sich einen Namen zu machen. Im ELM allerdings habe ich keine Erfahrung von Rassismus gemacht.

Entschuldigung mit Blick auf die Missionsgeschichte? Ein klares JA ist meine Antwort ...

Sollte sich das ELM entschuldigen? Wie weit würde diese Entschuldigung zurückreichen? Sollten Länder und Institutionen für das, was ihre Vorgänger getan haben, zur Rechenschaft gezogen werden? Ein klares JA ist meine Antwort. Ich greife weit zurück in die Geschichte und lande bei Hegel. Eine Entschuldigung für Hegel ist notwendig, der Afrika als „unzivilisiert, unhistorisch, geistig unterentwickelt, ohne Moral, auch die religiöse und politische Verfassung“ beschrieben hat. Es sind solche Gedanken, die den Begriff „der schwarze Kontinent“ prägen, wo Schwarz sein nicht bloß eine Farbe ist, sondern bestenfalls ein Schwarz des Nichts und im schlimmsten Fall ein Schwarz, das Dunkelheit, Misstrauen und Böses beschreibt. Ein Kontinent, dessen Leute unzivilisierte Wilde sind.

Diese Gedanken führen dazu, dass Menschen (auf der nördlichen Halbkugel) sich in bevormundender Weise für Menschen auf dem dunklen Kontinent engagieren: Wir müssen ihnen helfen! Sie sind hoffnungslos, sie sind ein verlorener Fall! Schau, wie sie leben! Schau, wie korrupt die doch sind, schau, wie unkultiviert sie sind! Schau, sie tanzen so schön; sie singen so schön – und das ist alles, was sie können.

Dies sind Einstellungen oder eine Weltanschauung, die tief und unbewusst von Hegel und der kolonialen – in diesem Fall deutschen – Geschichte beeinflusst sind, zu denen leider auch Missionsgesellschaften beigetragen haben, um den dunklen Kontinent zu „zivilisieren“.

Gottes Wort und Wirklichkeit breiten sich durch Mission aus. Die Behälter dieser Wörter und Wirklichkeit Gottes, sind Menschen, die diese Gotteserfahrung, durch kulturelle und andere persönliche Vorurteile gegenüber des Fremden, begrenzen. Emmanuel bedeutet „Gott mit uns“ – und das ist die Aufgabe der Mission: eine „Gott-mit-uns-Erfahrung“ zu realisieren, die

frei von kulturellen und persönlichen Vorurteilen ist, denn wir haben nur einen Herrn, einen Glauben und eine Taufe.

(Epheser 4:5)

Natürlich geht es bei dem vorliegenden Thema nicht nur um Klarheit über das ELM, wie es jetzt in Hermannsburg mit seinen Mitarbeitenden arbeitet, sondern es geht auch um das Vermächtnis der ersten Missionare und deren Nachkommen, die mit dem Missionsschiff Candace im damaligen Port Natal gelandet sind. Die Frage für mich lautet daher: „Welche Rolle kann und sollte das ELM – und andere Missionsgesellschaften – bei der Zusammenführung der schwarzen und weißen lutherischen Kirchen spielen? Meine Kindheitserfahrungen mit einer Gemeinde der damaligen ELKSA-NT (heute NELCSA) waren nackter Rassismus. Meine Studienjahre sind geprägt von rassistischen Erfahrungen mit einigen damaligen ELKSA-NT-Studenten. Tragen die Missionsgesellschaften eine Mitschuld an diesen Erfahrungen? Mitschuld nein, aber Mitverantwortung – auch gegenüber der ELKSA, um als Freund und Kamerad der Partnerkirche sagen zu können: „Liebe Schwester, lieber Bruder, du schlägst den falschen Weg ein!“ Daneben zu stehen und abzuwarten bis die Partner „ihre Sachen geklärt haben“, lässt Partnerschaft auf Augenhöhe leer klingen!

Welche Rolle sollen Missionsgesellschaften wie das ELM übernehmen?

Die erste und auch die wichtigste Rolle für Missionsgesellschaften ist, wie es Malcom X einer jungen weißen Dame sagte, die den Kampf gegen Rassismus antreten wollte: „Unterrichte erst deine eigenen Leute, mache ihnen klar, wie rassistisch ihre Gesellschaft ist.“ (Malcolm X: Die Autobiographie. Hrg Alex Haley. Muenchen. 1992) In Südafrika haben wir ein gutes Beispiel: Beyers Naude (Oom Bey), ein weißer Theologe, hat unvorstellbaren Hass und Ausgrenzungen von seinem eigenen Volk erfahren, als er die Apartheidpolitik für grundsätzlich falsch und unchristlich erklärt hat.

Missionsgesellschaften sollten deshalb ihre eigenen Regierungen unter Druck setzen, um z. B. die Entschädigung nach dem Völkermord an den Herero in Namibia (1904-1908) durchzusetzen. Bereits zur Zeit dieses Völkermordes wurden Konzentrationslager von deutschen Soldaten verwaltet, sie sind keine Erfindung des Zweiten Weltkrieges! Deutsche, jüdischer Abstammung, sind nicht die ersten Opfer solcher Lager. Der Bundestag anerkannte im Jahr 2004 die Niederschlagung des Herero-Aufstandes unter General Lothar von Trotha als Völkermord gegen die Herero, die Nama und die San. Die Weigerung einer finanziellen Entschädigung dieser Völker ist eine rassistische Haltung der Bundesregierung. Das muss selbstverständlich in Hinsicht auf die Millionen Euro betrachtet werden, die die Bundesregierung an Israel und an Opfer des Naziregimes

Info

Mitte August hatte Namibia ein Angebot der Bundesregierung, zehn Millionen Euro als Wiedergutmachung zu zahlen, als unzureichend abgelehnt. Seit Jahren verhandeln beide Regierungen darüber, wie eine Wiedergutmachung aussehen soll. Vertreter der Herero und Nama verlangen vom Bundestag zudem eine Entschuldigung, der die Bundesregierung, so heißt es, mittlerweile zugestimmt habe. Strittig ist, Quellen zufolge, die Benennung der finanziellen Wiedergutmachung. Während die Bundesregierung von „Heilung der Wunden“ sprechen möchte, wolle die namibische Regierung von „Reparationen“ sprechen. Bei der brutalen Niederschlagung von Aufständen zweier Volksgruppen durch die ehemalige deutsche Kolonialmacht im heutigen Namibia wurden Historikern zufolge etwa 65.000 von 80.000 Herero und mindestens 10.000 der 20.000 Nama getötet.

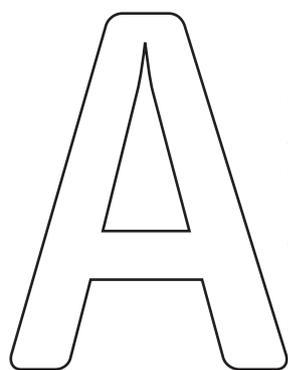
zahlt. Die einzige Schlussfolgerung, die nahe liegt ist, dass die eine Gesellschaft (jüdische) der anderen Gesellschaft überlegen ist und deshalb Anspruch auf Entschädigung hat. Laut BBC News hat Deutschland im Jahr 2013 zugestimmt, eine Extrasumme von 800 Millionen Euro für die Überlebenden des Holocaust zu zahlen. Missionsgesellschaften sollten sich deshalb für ein „Wiedergutmachungs-Abkommen“ in ihren ehemaligen Missionsgebieten stark machen.

Missionsgesellschaften sollten nicht nur eine Entschuldigung anbieten, sondern auch Agenten der Verbreitung und Finanzierung von Programmen für den interkulturellen Austausch in den Partnerkirchen sein. Immerhin waren sie die Avantgarde eines einseitigen interkulturellen Austauschs. Die NELCSA hat solch einen Ausschuss, was begrüßenswert ist.

Morwaeng Motswasele

„Ich sehe keine Farben“

„Ich sehe nicht die Hautfarbe eines Menschen, sondern nur den Menschen. Die Farbe seiner Haut ist mir egal.“ Mit dieser Erkenntnis und diesem scheinbaren Fortschritt stieg ein Freund von mir in eine Diskussion über Rassismus ein. Ich sehe das gänzlich anders.



Aus medizinischer Sicht wird eine Person als farbenblind und damit als erkrankt bezeichnet, wenn sie bestimmte Farben nicht sehen kann. Eine solche Person kann nicht unterscheiden zwischen Grün und Rot, und manchmal erkennt sie auch nicht Blau. Die Farben verschwimmen zu Grautönen. Farbenblinde Menschen brauchen daher oftmals Hilfe beim Erkennen der Farben. Farbe ist eine beschreibende Eigenschaft, die, oft zu Beginn, etwas über das aussagt, was wir betrachten und die uns hilft zu verstehen.

So sagt die Hautfarbe eines Menschen häufig darüber etwas aus, wie wir diese Person wahrnehmen. Mit einem guten Sehvermögen erkennt man die Hautfarbe eines Menschen. Da wir uns im Laufe der Zeit anthropologisch zu verschie-

denen Völkern entwickelt haben, ist unsere Hautfarbe sehr stark damit verbunden, wie wir uns identifizieren. Wir assoziieren unsere Hautfarbe mit dem, wer wir sind, mit unserer Abstammung, Kultur, Tradition, unseren Glaubenssystemen und mit unseren Beziehungen zu anderen.

Hautfarbe teilt uns in Kategorien ein

So neigen Menschen mit schwarzer Hautfarbe in den meisten Fällen dazu, eine andere Kultur zu haben als Menschen mit weißer Hautfarbe. Die wiederum haben eine andere Kultur als Lateinamerikaner. Lateinamerikaner eine andere als Asiaten und so weiter. So sehr unser körperlicher Aufbau meist gleich ist und bei uns allen Blut die gleiche Farbe hat, so sehr

hat unser Unterschied in der Hautfarbe uns in Kategorien eingeteilt, die uns heute letztlich definieren und unsere Erfahrungen mit den verschiedenen Rassen ausmachen.

Stellen wir uns einen Maler mit einer Farbpalette vor. Wenn er mit der Farbe Rot malen will, dann weiß er genau, welche Farbe auf seiner Palette Rot ist. Das weiß er bei jeder anderen Farbe ebenso. Und nun stellen wir uns vor, der Maler ist farbenblind und er kann die Farben auf seiner Palette nicht unterscheiden. Überflüssig zu betonen, dass ein solches Malen sehr frustrierend sein kann. Wenn Farbenblindheit aus medizinischer Sicht als Erkrankung klassifiziert wird, warum sollte das dann nicht auch gelten, wenn es um die Diskussion der Wahrnehmung und Klassifizierung verschiedener Hautfarben geht?

Ich bin ein schwarzer afrikanischer Mann. Meine Erfahrungen beruhen auf der Tatsache, dass ich zur schwarzen Rasse gehöre. Wenn du einen schwarzen Menschen siehst und sagst, dass du die Hautfarbe nicht wahrnimmst, weil du farbenblind bist, dann nimmst du den Menschen vor dir nicht wirklich wahr. Du nimmst seine Kultur nicht wahr, nicht seine Abstammung und Herkunft, nicht seinen Glauben und alles weitere, was mit seiner Identität zu tun hat.

Die Auswirkungen von Erfahrungen schwarzer Menschen gehen uns alle an

All das mag für dich persönlich nicht von Bedeutung sein. Doch diese Merkmale sind bedeutend für schwarze Menschen und sie prägen ihre Erfahrungen, die sie in der derzeitigen Gesellschaft machen. Und diese Auswirkungen gehen uns alle an. Sie sind der Grund, warum Schwarze und die mit ihnen solidarischen Men-

schen in vielen Großstädten der Welt gegen den Tod von George Floyd protestiert haben, ein 46 Jahre alter Afroamerikaner, der am 25. Mai 2020 an Erstickung starb, nachdem ein weißer Polizist das Knie 8 Minuten und 46 Sekunden lang auf seinen Hals gedrückt hatte. Diese Proteste verbreiteten sich weltweit unter dem Banner von Black Lives Matter, einer Bewegung, die darauf abzielt, der rassistischen Willkür (profiling), Misshandlung und Entmenschlichung von Schwarzen durch Polizeibeamte ein Ende zu setzen.

Wenn du sagst, du siehst nicht die Hautfarbe eines schwarzen Menschen, dann siehst du sehr wahrscheinlich auch nicht seine Geschichte, seinen Schmerz; verstehst wahrscheinlich nicht seine täglichen Erfahrungen; weißt nicht, was die Polizei ihm antut; realisierst nicht, dass die staatliche Gewalt nicht auf seiner Seite ist.

Wenn du sagst, dass du farbenblind bist, dann versuche dir vorzustellen, für eine gewisse Zeit mit einer schwarzen Hautfarbe zu leben. Nur für einen Tag, eine Woche, vielleicht auch länger. Versuche dir vorzustellen, das Leben eines schwarzen Menschen zu führen. Stell dir vor, ständig der Willkür polizeilicher Kontrollen ausgesetzt zu sein. Stell dir vor, wie ein Polizist seine Waffe in dein Gesicht hält, wann immer er eine Gelegenheit dazu hat. Stell dir vor, einem täglichen Rassismus ausgesetzt zu sein durch Menschen, die glauben, besser zu sein, nur weil sie weiß sind. Und die die Polizei missbrauchen, um sich Vorteile zu verschaffen.

Wenn du mit diesen Erfahrungen immer noch sagst, dass du gerne als schwarze Person leben würdest, dann darfst du gerne farbenblind sein. Doch wenn du ehrlich mit dir selbst bist und eingestehst, dass du als Weißer nicht als schwarzer Mensch leben könntest, und sei es auch nur für eine Weile, dann ist es Zeit für Veränderung und du solltest dir helfen lassen. Und diese Hilfe beginnt damit, dass du zuhörst, wann immer eine schwarze Person dir von den Ungerechtigkeiten erzählt, die sie täglich erfährt. In der gleichen Gesellschaft, in der auch du lebst als weißer Mensch.

Eben Ekundayo

Übersetzung: Thomas Wojciechowski

„Rassismus gibt es auch in Deutschland“

Gedanken des Bundestagsabgeordneten Dr. Karamba Diaby aus Halle.

Es sind schreckliche Bilder, die uns aus den USA erreicht haben. George Floyd wird von mehreren Polizisten zu Boden gedrückt und ein weißer Polizist rammt ihm das Knie in den Hals, bis er stirbt. George Floyd flehte nach Atem. Doch sein Flehen blieb ungehört. Das Land ist seitdem in Aufruhr. Die überwiegende Mehrheit der Protestierenden ist friedlich. Die Solidarität zieht sich durch die ganze Gesellschaft – auch durch Polizei und Militär. Klar ist: Die Ursache für die Wut der Menschen ist die seit Jahrzehnten anhaltende systemische Ausgrenzung von schwarzen Menschen in den USA. Hinzu kommt ein Präsident, der kein Mitgefühl zeigt, sondern – ganz im Gegenteil – weiter provoziert mit dem Ziel, das Land zu spalten und die Präsidentschaftswahl für sich zu entscheiden.

Wir müssen Racial Profiling beenden

Machen wir uns aber nichts vor: Rassismus gibt es auch in Deutschland. Rassismus ist für mich ein

gesellschaftliches Machtverhältnis, das Menschen in „Wir“ und „die Anderen“ aufteilt. Das Ziel: Abwertung und Ausgrenzung. Die NSU-Morde und die rechtsextremistischen Morde in Halle und Hanau zeigen, dass wir ein Problem haben. Auch die Arbeit der Sicherheitsbehörden ist nicht immer einwandfrei – auch wegen des Mangels an interkultureller Kompetenz in der Ausbildung. So gibt es immer noch Fälle von Racial Profiling: Menschen werden aufgrund ihres Aussehens durch die Polizei kontrolliert. Wir müssen dieses Vorgehen beenden. Klar ist: Aus dem Grundgesetz erfolgt die staatliche Verpflichtung, keine rassistischen Personenkontrollen vorzunehmen. Und doch geschieht das in Deutschland.

Rassismus gibt es fast in allen Teilen der Gesellschaft – in der Verwaltung, in den Schulen und auch in der Polizei. Die überwiegende Mehrheit der Menschen distanziert sich von Rassismus und steht ein für eine offene und solidarische Gesellschaft. Wenn wir unbedingt über Generalverdacht sprechen wollen, wäre es mir in erster Linie wichtig, dass wir Protestierende nicht unter Generalverdacht stellen – aber natürlich auch nicht die Polizei.

Der Begriff Rasse: Ich bin für Streichung

In Artikel 3 GG heißt es: „Niemand darf wegen ... seiner Rasse, ... benachteiligt oder bevorzugt werden.“ Ich bin für die Streichung dieses Begriffs. Nur rassistische Theorien gehen davon aus, dass es unterschiedliche „Rassen“ gibt. Das Land Sachsen-Anhalt hat den Begriff vor kurzem aus der Verfassung gestrichen. Ich hoffe, dass andere Bundesländer und auch der Bund bald nachziehen. Das Wort müsste im Grundgesetz durch das Konstrukt rassistische Benachteiligung ersetzt werden. So könnte dann der neue Artikel aussehen: „Niemand darf rassistisch oder wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.“

Ich bin froh darüber, dass wir in den vergangenen Monaten kleine Schritte vorangehen konnten: Wir haben auf höchster Ebene einen Kabinettsausschuss gegen Rechtsextremismus und Rassismus eingesetzt als direkte Reaktion auf die rechtsextremistischen Morde in Halle und Hanau. Das ist ein gutes Zeichen. Wir bekämpfen zudem die Hasskriminalität im Netz durch das Netzwerkdurchsetzungsgesetz. Facebook und Co. müssen nicht nur schneller Hasskommentare löschen, sondern diese auch den Behörden nennen.

Bestehende Lücken schließen

Gleichzeitig wissen wir, dass es noch viel zu tun gibt: Der jüngste Antidiskriminierungsbericht zeigt, dass es einen

deutlichen Anstieg der Anfragen zu rassistischer Diskriminierung in Deutschland gibt, und zwar um 10 Prozent (33 Prozent aller Anfragen sind im Bereich rassistische Diskriminierung).

Klar ist: Wir brauchen eine Reform des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG). Zum Beispiel müssen wir ein Verbandsklagerecht schaffen, um die Betroffenen konsequent unterstützen zu können. Das Land Berlin ist mit einem Landesantidiskriminierungsgesetz vorgegangen. Und das ist historisch. Nach 16 Jahren AGG hat Berlin ein Gesetz geschaffen, das auch die Verwaltung, Schule und Polizei umfasst. Jetzt müssen alle anderen 15 Bundesländer nachziehen, um die bestehenden Lücken zu schließen.

Betroffene können nun Schadenersatzansprüche stellen, wenn sie diskriminiert worden sind. Jetzt müssten die anderen Bundesländer nachfolgen. Die Kritik der Polizei an dieser Stelle ist nicht ganz berechtigt: Die Beweislastumkehr gilt nur dann, wenn eine überwiegende Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, dass diskriminiert worden ist. Nicht jede Behauptung eines Betroffenen führt also dazu, dass die Polizei beweisen muss, dass sie nicht diskriminiert hat. Darüber hinaus brauchen wir mehr politische Bildung und Medienbildung und endlich ein Demokratieförderungsgesetz. Die Stärkung der Demokratie kann nicht über Projektförderung erfolgen und nur für einige Jahre. Wir brauchen endlich eine Dauerförderung für Daueraufgaben.

Dr. Karamba Diaby wurde als erster in Afrika geborener Mensch 2013 in den Deutschen Bundestag gewählt. 2019 war er in der Fachhochschule für Interkulturelle Theologie in Hermannsburg zu Gast. Im selben Jahr war sein Wahlkreisbüro Ziel eines rassistischen Anschlags

Ich lebe auf meinem eigenen Kontinent

Wie es ist, als Tochter einer äthiopischen Mutter und eines deutschen Vaters in Deutschland zu leben, erzählt Lily Buchta

D

amals habe ich das natürlich locker genommen, aber die Frage hat mich schon ein wenig stutzig gemacht: „Woher kommen Sie denn?“ Ich habe spontan geantwortet: „Aus Braunschweig.“ – „Sie können aber gut deutsch sprechen“, meinte der Mann, ein leitender Mitarbeiter des Missionswerks, dem ich von meiner Schwester vor ein paar Jahren auf dem Missionsfest in Hermannsburg vorgestellt wurde. „Wenn man in Deutschland lebt, muss man auch gut deutsch sprechen können“, stellte er fest, während ein asiatisch aussehendes Paar, offensichtlich Gäste des Festes, an uns vorüberging. „Hm“, dachte ich, „der letzte Satz ist jetzt doch ein wenig weit hergeholt ...“

Ich bin die Tochter einer äthiopischen Mutter und eines deutschen Vaters. Ich bin in Äthiopien auf eine deutsche Schule gegangen und lebe nun seit ich 19 bin in Deutschland. Ich bin gelernte Hotelfachfrau und studierte Maschinenbauingenieurin und arbeite seit 2017 als technische Projektleiterin in der Automobilindustrie.

Also, ich lass mich jetzt durch solche Fragen nicht ärgern. Ich denke dann, vielleicht haben sie keine Vorkenntnisse, aber in diesem Fall hätte ich schon die Erwartung gehabt, dass sie über den Tellerrand gucken...immerhin dachte ich, diese kirchliche Organisation sei sehr international aufgestellt. Ich meine, man sieht ja, wie unterschiedlich meine Schwester und ich sind – da hätte ich schon ein wenig mehr Kulturtoleranz erwartet.

„Wohnt ihr wirklich auf Bäumen?“

Mehr jedenfalls als in Dresden, wo ich meine Ausbildung machte. Ich hatte viel gelernt und war sehr aktiv. Damals traf ich eine Mitschülerin aus dem tiefsten Erzgebirge, die sich erkennbar in der Naziszene bewegte, sich immer so ein bisschen bedrängt fühlte und mir vorwarf, ich würde ihr den Platz wegnehmen. Ich habe ihr dann aus meiner Kultur erzählt und erklärt, warum ich so fleißig bin. Im Nachgang haben wir in Frieden und Harmonie unsere Ausbildung gemacht. Aber es kamen halt schon so Fragen wie: „Wohnt ihr wirklich auf Bäumen? Habt ihr wirklich Giraffen im Haus?“ Da hat man gemerkt, was sie vorgelebt und erzählt bekam, dass sie nie die Chance hatte, sich mit fremden Kulturen wirklich auseinanderzusetzen. Dazu kam, dass es bei vielen Jugendlichen im Osten mit Jobs und der Ausbildung nicht klappte, weil die Noten zu schlecht waren. Und sie konnten sich nicht vorstellen, wie jemand wie ich von so weit her kam, nur um eine Ausbildung zu machen.

Aber auch wenn es im Osten zunächst etwas angespannter war, waren die Leute doch viel offener und zugänglicher und wenn sie dich verstanden, haben sie dich auch wirklich in ihr Herz geschlossen und du warst Teil der Familie. Das

fand ich sehr schön. Im Westen dagegen waren die Leute vielleicht aufgeklärter, aber manchmal fehlte die Akzeptanz und oft waren sie hier hochnäsiger...

Nun ja, ich lebe auf meinem eigenen Kontinent und der heißt Lily! Dadurch, dass ich äthiopische und deutsche Wurzeln habe, bin ich auf beiden Kontinenten etwas Fremdes; also wenn ich in Deutschland bin, bin ich nicht ganz deutsch, sondern die Afrikanerin, und wenn ich in Äthiopien bin, bin ich die Deutsche. Irgendwie will man schon dazugehören, aber ich lasse mich nicht nach dieser Kategorie festlegen. Das Wichtigste für mich ist, dass ich meinen eigenen Kontinent habe, weil es für mich irrelevant ist, woher ich komme, das sagt ja nicht alles über mich aus – es geht mehr um mich.

Ich habe eine tolle Kultur im Hintergrund und stehe dazu

Auf meinem Kontinent kann mich keiner nach meiner Hautfarbe, nach meiner Herkunft zuordnen oder darauf reduzieren. Ich finde, man muss erstmal sich seiner selbst klar werden und akzeptieren, dann kann man auch selbstbewusst sein und für sich sagen, ja okay, ich habe eine äthiopische Herkunft, ich habe eine tolle Kultur im Hintergrund und ich stehe dazu. Und Deutschland, das ist seit 17 Jahren mein Zuhause. Ich war vorher auf einer deutschen Schule und darum kannte ich so ein bisschen die Kultur – also ist beides mein Zuhause und für mich egal, ob du mich als schwarz, weiß oder gelb ansiehst.

Okay, wenn es böswillig wird, finde ich das nicht nett. Aber da kann man auch kontern, und meist ist dann auch dieses Unwissen da. Also ich finde, wenn man den Mut aufbringt, zu fragen, woher kommst Du, sollte man dann auch bereit sein, zu teilen, von sich zu erzählen, dann ist man auf dem gleichen Level und hast nicht die Erwartung zu erfüllen: du hast zu berichten, damit ich dich in eine Schublade

schieben kann. Wenn man etwas fragt, muss man auch etwas geben können. Andernfalls wäre es eine Grenzverletzung. Aber ich glaube, dieses „Woher kommst du?“ wird allzu oft missverstanden, aufgrund des Tonfalls oder der Wortwahl. Wichtig ist ehrliches Interesse an der Person und das kann man üben.

Das unterscheidet Europa von den USA – so war meine Erfahrung, als ich beruflich für meine Firma dort arbeitete. Dort hat die Frage nach deiner Herkunft meist einen anderen Klang, geprägt von Neugierde und echtem Interesse an deiner Person. Hier in Europa musst du dich eher rechtfertigen, wenn du eine andere Abstammung hast.

Für mich beginnt Rassismus wirklich dort, wo jemand sagt, du bist doch schwarz, du wirst doch nie einen Sonnenbrand bekommen, also wo dir irgendwelche Merkmale zugeschrieben werden, da beginnt für mich Rassismus. Oder es wird gesagt, du hast Naturlocken, du brauchst sie doch gar nicht waschen. Ich habe noch eine Schulfreundin, die immer versucht hat, sich gegen Rassismus zu stellen und aufzuklären. „Da hat mir wieder mal einer die Haare anfassen wollen als sei ich ein Zootier“, schreibt sie, „und da habe ich gleichzeitig auch bei ihm die Haare anfassen wollen – da waren sie entsetzt und haben erst da kapiert.“ Manchmal führt Neugier auch zu Dummheiten.

Es gibt aber auch ganz andere Grenzüberschreitungen, z. B. wenn du, nur weil du eine Frau bist, bestimmte Dinge nicht tun darfst und angeblich nicht kannst. Ich weiß noch, wie ein Professor mich während meines Maschinenbau-Studiums fragte, was ich in seiner Vorlesung machen würde. Für ihn würden Frauen hinter den Herd gehören. Eigentlich ist das für mich noch schlimmer, als wenn man mich auf meine Haut anspricht, schlimmer als Rassismus.

Da sag ich dann auch: „So nicht!“

Wenn mir zum Beispiel fremde Leute sagen, bei euch gibt es nur Armut, denke ich: „Wer bist du, mir sowas zu sagen? Warst du jemals in meinem Land?“ Da werde ich dann schon aggressiv! Oder: „Ihr habt schwarze Wurzeln, bei euch wachsen die Muskeln.“ Da denk ich: „Setz dich mal an die Bank und fang an zu pumpen, dann kriegst du auch welche!“ Oder wenn ich höre, dass schwarze Frauen bei der Geburt weniger schmerzempfindlich seien und darum von den Ärzten nicht ernst genommen würden – da verläuft für mich schon die Grenze zum Rassismus, und auch wenn jemand mit einem aggressiven Ton auf mich losgeht. Da sag ich dann auch: „So nicht!“

Schlimm finde ich heute vor allem den Rassismus im Internet, auch wenn es nicht unbedingt mir passiert. Wenn es da dann heißt, geh zurück in dein Land, dann denke ich mir, dass ist doch auch mein Zuhause. Und der Rassismus geht dann auch querbeet nicht nur von Deutschen aus. Da muss man schon eine dicke Haut haben, um das zu überleben. Das ist extrem, wie in der Hitlerzeit, weil jetzt jeder mit dem Finger auf eine Person zeigt – das ist mehr als die Beleidigung einer Kultur, das ist ein Angriff auf den Menschen.

Und dann ist da noch eine andere Form des Rassismus: Eigentlich dachten mein Vater und ich, dass es aufgrund meiner deutschen Abstammung einfach sei, die deutsche Staatsangehörigkeit zu bekommen. Tatsächlich aber haben wir um sie zwei Jahre erfolglos gekämpft, auch mit einem Anwalt. Wir konnten nicht verstehen, warum es unmöglich war, in Sachsen die Staatsangehörigkeit zu erlangen. Selbst eine Bundestagsabgeordnete, sagte, sie könne nichts machen, das sei Ländersache. Und der junge Mann im Ausländeramt, der für meine Ausbildung immer das Visum verlängerte, meinte nur: „Tja, wenn Sie Leistungssportlerin wären, dann hätte ich Ihnen gleich morgen die nötigen Papiere ausstellen können.“ „Na, herzlichen Dank, ich leiste doch was“, dachte ich, „mein Vater zahlt doch voll für meine Ausbildung, ich koste hier keinem was und trotzdem bekomme ich nicht das, was mir zusteht.“

Als mein jetziger Mann und ich dann nach Wolfenbüttel gezogen waren, dauerte es gerade mal zwei Wochen. Für den Sachbearbeiter stellte das nach der Ummeldung des Wohnsitzes alles kein Problem dar. Also ist alles nur Auslegungssache – für mich war das in dem Moment blanker Rassismus, der im System liegt.

Aber am Ende, glaube ich, habe ich all das verdrängt und mich auf das Positive konzentriert...

Lily Buchta

Eine Zukunft voller Respekt und Augenhöhe schreiben

Die Geschichte der christlichen Mission ist nicht frei von Rassismus. Heute geht es darum, postkoloniale Denkansätze und Modelle partnerschaftlichen Zusammenlebens auch zwischen den Kirchen in der Einen Welt zu entwickeln, meint Austen P. Brandt

Black Lives Matter. Schwarze Leben zählen. Diese Worte haben mittlerweile eine internationale Bedeutung bekommen. Sie stehen für den Kampf gegen Rassismus und Polizeibrutalität.

Was können diese Worte in Hinblick auf Mission und Missionierung bedeuten? Heute wissen wir, dass Missionierung nicht immer eine friedliche Aktion war. Sie konnte mit Entfremdung zu tun haben, mit Entwurzelung und auch dem Versuch einer Verwestlichung derjenigen, die missioniert wurden. Frantz Fanon, ein Psychiater und brillanter Beschreiber des kolonisierten Schwarzen Bewusstseins, beschreibt in dem Klassiker „Die Verdammten dieser Erde“ Situationen, wie sie quer über den Erdball erlebt wurden.

„Die Kirche in den Kolonien ist eine Kirche von Weißen, eine Kirche von Ausländern. Sie ruft den kolonisierten Menschen nicht auf den Weg Gottes, sondern auf den Weg des Weißen, auf den Weg des Herrn, auf den Weg des Unterdrückers.“

Das ist nicht nur Theorie für mich. Ich kann es in meiner eigenen nigerianischen Familie nachvollziehen. Sowohl die großväterliche als auch die großmütterliche Seite waren verbunden mit der IFA Religion, die heute zu den Weltreligionen zählt. Mein Großvater wurde durch einen Missionar zum Christentum bekehrt, der Peters hieß. Er nahm seinen Namen an, wurde einer der ersten anglikanischen Pfarrer in Nigeria. Er verbot der gesamten Familie jemals wieder unsere Shrines zu betreten. Heute kann ich sagen, dass durch diese Entscheidung ein Bruch in der Familie entstand, der fast 100 Jahre fortwirkt. Mein Vater, anglikanisch erzogen, wandte sich der IFA

Religion zu, ohne das Christentum aufzugeben. Heute besucht der Großteil der Familie pentekostale Kirchen. Immer mehr werden Missionskirchen mit Zwang assoziiert, wird die Theologie als zu westlich angesehen. Die Pentekostalkirchen stoßen in ein spirituelles Loch und nutzen Züge der Entfremdung für sich aus.

Schwarze Leben als Objekte der Missionierung

Black Lives Matter. Die Missionskirchen leiden darunter, dass im Zuge der Missionierung Menschen aus jahrhundertelangen Prägungen herausgeholt wurden. Oft wurde ihre Vergangenheit als heidnisch beschrieben, ihr Glaube als negativer Kult, ihre Priester als Medizinmänner, ihre Vergangenheit als wertlos. Schwarze Leben hatten keine Bedeutung, ihre Bedeutung bekamen sie erst als Objekte der Missionierung.

Ich kenne heute viele Schwarze, die den christlichen Glauben als eine Religion der Weißen ablehnen. Dann erlebe ich aber auch wie Kinder und Kindeskind derjenigen, die missioniert wurden, oft eine tiefe existentielle Beziehung zu ihrer Kirche haben. Die Gemeinde so nah wie die Familie. Sie stehen in einem dankbaren Verhältnis der Mission gegenüber.

Missionsgesellschaften haben sich heute mit den verschiedenen Aspekten der Wirklichkeit auseinandersetzen. Auf der einen Seite ist die Bindung an die heutigen Partnerkirchen. Auf der anderen Seite gibt es kritische Aspekte aufgrund der kolonial geprägten Vergangenheit und verschiedene Werte in der Gegenwart. Bestimmte kritische Einwürfe aus den nördlichen Kirchen z.B. gegen eine rigide Ehe- und Sexualmoral werden von Partnerkirchen des Öfteren als neokolonialistisch gekennzeichnet.

Für die heutige Generation der Mitarbeitenden in der Mission ist eine rassismuskritische Einstellung wichtig. Wie sonst lassen sich die Gegensätze, Abhängigkeiten und verschiedenen theologischen Optionen bewältigen? Denn heutige Partnerschaften benötigen den selbstkritischen Blick aus dem Norden, der eine gleichberechtigte Zusammenarbeit in gegenseitiger Anerkennung und Wertschätzung erst ermöglicht. Zugleich können sie nicht in einem einfachen Akzeptieren der Einwürfe aus dem

Süden bestehen. Sie bedürfen eines gemeinsamen Aushandlungsprozesses.

Partnerschaften bedürfen eines gemeinsamen Aushandlungsprozesses

Das erlebe ich selber seit 1984 in einer Partnerschaft mit einer kongolesischen Kirche. Einer der wichtigsten Punkte im Laufe der Jahre war das Erlernen einer gemeinsamen Sprache, eines gemeinsamen Verständigungssystems. Die verschiedenen Rollen von Geld, Spiritualität, politischem Engagement. Lernen über das zu reden, was uns trennt, ohne die Gemeinsamkeit aus den Augen zu verlieren.

Dabei hat mir selber eine Perspektive der antirassistischen Arbeit geholfen. Postkoloniale Denkansätze, die in der Lage sind, aus der Gefangenschaft der kolonialen Geschichte herauszutreten, manchmal real, manchmal zeichenhaft, manchmal war es auch nicht möglich.

Beeindruckt war ich von einem Critical-Whiteness-Training mit Mitarbeitenden aus Hermannsburg, in dem wir relevante Fragestellungen bearbeiten konnten. Neues Kritisches Weißsein. Was ist hier vonnöten, dass Menschen aus Hermannsburg in internationalen Beziehungen die Last der Geschichte bedenken, aber zugleich eine Vision einer anderen Zukunft teilen können?

Mehr und mehr junge Menschen in der Einen Welt suchen solche Denkansätze. Sie möchten Neues denken, systemkritisch und rassismuskritisch. Aus solchen Begegnungen können sich neue Modelle des Zusammenlebens in der Partnerschaft entwickeln. „Black Lives Matter“ kann der Beginn einer Bewegung sein, in der auch weiße Menschen eine neue, positive Wahrnehmung sich selbst gegenüber empfinden. Wir können die Vergangenheit nicht ändern, aber wir können lernen, eine Zukunft zu schreiben voller Respekt und Augenhöhe.

Austen P. Brandt, evangelischer Pfarrer in Duisburg-Walsum und Vorsitzender von Phoenix e.V. Der Verein versucht u.a. in Anti-Rassismus-Trainings Menschen für Rassismus in seiner alltäglichen und strukturellen Erscheinungsform zu sensibilisieren und ist Träger des Aachener Friedenspreises.



Wollknäuel symbolisieren das Motto des Gottesdienstes: Christus verbindet.

Fühlbar – Christus verbindet

Vom Abenteuer, interkulturell Gottesdienst zu feiern: Pastorin Indra Grasekamp mit einem Blick in ihre Arbeit als ELM-Referentin Weltweite Spiritualität

„**Christus verbindet**“, hört man es durch die Kirche hallen, und Wollknäuel fliegen von einem zum anderen. Ein großes Netz hat sich über den Mittelgang der Lutherkirche in Hannover gespannt und die Menschen lachen und werfen sich gegenseitig immer wieder die Wolle zu. Aufgerollt sieht das Ganze nachher aus, wie eine kleine Weltkugel mit unterschiedlichen Farben. Ein Symbol für das,

was an diesem Reformationstag 2019 im Fokus steht: Deutsche und Tamilen feiern gemeinsam Gottesdienst, denn „Christus verbindet“.

Angefangen hatte alles mit dem Wunsch meines Kollegen Charles Raj aus Indien: „Ich möchte gerne mal mit der tamilisch-katholischen Gemeinde zusammen Gottesdienst feiern!“ Gesagt, getan.



Foto: Anette Makus/ELM

Trotz aller kulturellen Unterschiede, die Quelle für Christ*innen ist die gleiche – ob auf Deutsch oder auf Tamil.

schnell bekommen wir ein sechsköpfiges Vorbereitungsteam zusammen, mit dem wir uns auf den Weg machen.

Die Planung: Voll Motivation und Lust

Aber wie fängt man an, wenn man sich gar nicht kennt? „Musik ist immer gut“, denke ich mir, „denn die verbindet.“ Und so singen wir ein Lied aus der Ökumene: „Strahlen brechen viele.“ Für das nächste Treffen versprechen die Tamilen in unserer Runde, würden sie ein Lied mitbringen und es uns beibringen. „Super“, denke ich, „der Anfang ist gemacht und der Austausch beginnt.“

„Was für ein Thema soll unser Gottesdienst denn haben?“, kommt es auch schon von Dirk. „Gute Frage“, sage ich, „genau das sollten

wir uns jetzt überlegen.“ Natürlich hatte ich mir im Vorfeld ein paar Gedanken gemacht, und so schmeiße ich einige dieser Themenideen in die Runde. Animiert durch die ersten Anregungen, kommen immer weitere und die Diskussion wird lebendiger. Zum Schluss haben wir zwei Themen in die engere Wahl genommen und beschließen, das Gehörte erst einmal sacken zu lassen. Beim nächsten Mal wollen wir dann eine Entscheidung treffen.

Und so endete unser erstes Vorbereitungstreffen mit hochroten Köpfen, voller Motivation und der Lust einen schönen interkulturellen Gottesdienst auf die Beine zu stellen.

„Santo Shampungute, santo shampongute, ...“, höre ich es schon bei meiner Ankunft aus dem Saal schallen. Wie versprochen haben Charles und Anton ein tamilisches Lied mitgebracht und

stimmen sich schon vor Beginn drauf ein. Santo Shampongute. Wir sprechen den Text gemeinsam und Charles und Anton legen großen Wert darauf, dass wir die tamilischen Wörter richtig aussprechen. Dann erst singen wir gemeinsam. Anton klatscht dazu den Rhythmus auf dem Tisch. Allen von uns macht es Spaß und der gemeinsame Gesang mit dem Rhythmus stimmt uns auf die Überlegungen für unser Vorhaben ein.

Grundsatzfragen: Was es heißt, gemeinsam Gottesdienst zu feiern?

Gemeinsam Gottesdienst feiern, was heißt das eigentlich? „Aber wir feiern doch die Eucharistie“, fragt Anton auch prompt. „Das wird schwer“, antworte ich ihm, „die katholische und die evangelische Kirche haben keine Abendmahlsgemeinschaft. Das heißt, wir können die Eucharistie nicht gemeinsam einnehmen bzw. das Abendmahl feiern, wie es bei uns heißt.“

Ein gesegneter und begeisternder Gottesdienst

Ich habe mich wirklich über den Reformationsgottesdienst in der Lutherkirche Hannover am 31. Oktober 2019 gefreut. Wir hatten genügend Vorbereitungstreffen und die tamilisch-katholischen Gemeindeglieder waren sowohl in den Sitzungen als auch im Gottesdienst sehr kooperativ. Zwar fand ich es schwierig den katholischen Priester in diesen Gottesdienst zu integrieren. Aber er hat diese Initiative zu einem gemeinsamen Gottesdienst nicht behindert.

Der Gottesdienstablauf war perfekt formuliert. Die Auswahl der Lieder war gut, insbesondere die zweisprachigen Lieder kamen aus der Mitte der Gemeinde und waren inspirierend. Die Aktion mit dem Wollknäuel und die Predigt von Pastorin Indra haben das Thema des Gottesdienstes auf den Punkt gebracht: JESUS VERBINDET.

Dafür steht auch der Imbiss nach dem Gottesdienst mit tamilischen Snacks, die die Gemeinde genossen hat. Beide Gemeinden zeigten sich sehr glücklich und begeistert. Und auch für mich war es ein gesegneter und begeisternder Gottesdienst.

Charles Isaac Raj,
ist als indischer Austauschpastor des ELM in der Ev.-luth.
Nordstädter Kirchengemeinde in Hannover tätig

இணைக்கும் கிறிஸ்து- CHRISTUS VERBINDET.

கலாத்தியர் 3:26-28

26. நீங்களெல்லாரும் கிறிஸ்து இயேசுவைப்பற்றும் விசுவாசத்தினால் தேவனுடைய புத்திரராயிருக்கிறீர்களே.
27. ஏனெனில், உங்களில் கிறிஸ்துவுக்குள்ளாக, ஞானஸ்நானம் பெற்றவர்கள் எத்தனைபேரோ அத்தனைபேரும் கிறிஸ்துவைத் தரித்துக்கொண்டீர்களே.
28. யூதனென்றும் கிரேக்கனென்றும்மில்லை, அடியென்றும் சுயாதீனனென்றும்மில்லை, ஆனென்றும் பெண்ணென்றும்மில்லை; நீங்களெல்லாரும் கிறிஸ்து இயேசுவுக்குள் ஒன்றாயிருக்கிறீர்கள்.

Die zentrale Bibelstelle für den interkulturellen Gottesdienst in tamilischer Sprache: Galater 3, 26-28

Schnell wird uns klar, dass wir in unserem Gottesdienst mehr bedenken müssen, als wir zuerst gedacht hatten. Es feiern hier nicht nur zwei Kulturen miteinander, sondern es feiern auch evangelische Christ*innen und katholische.

Nach einigem Austausch einigen wir uns auf einen Gottesdienst ohne Abendmahl und stellen die Interkulturalität des Gottesdienstes in den Vordergrund. Es soll in erster Linie darum gehen, die andere Kultur kennenzulernen: in Gesang, im Gebet, in der Sprache und auch beim landestypischen Essen.

Danach ist dann auch das Thema klar: „Christus verbindet“, denn darum geht es uns. Als Christinnen und Christen kommen wir aus den unterschiedlichen Teilen der Welt und sind verbunden in Christus.

Nachdem die Grundlagen geklärt sind, können wir uns der Gestaltung des Gottesdienstes widmen. Und schon werden Lieder gesungen, Texte gelesen und überlegt, wie wir die unterschiedlichen Sprachen zum Klingen bringen können. Es wird davon geredet, dass der tamilische Chor unbedingt singen muss und auch die Tanzgruppe dabei sein sollte.

Und auch das Buffet, das es im Anschluss an den Gottesdienst geben soll, wird besprochen. Alle haben schon den Geschmack von Samosas auf der Zunge, den typisch tamilischen Teigtaschen. „Die dürfen nicht fehlen“, sagt Anne und Anton stimmt ihr zu. „Und ihr müsst unbedingt dafür sorgen, dass es Kartoffelsalat gibt“, sagt er, „sonst fehlt auch etwas“. Alle lachen und gehen an diesem Abend mit Vorfreude auf den Gottesdienst nach Hause.

Beim nächsten Treffen geht es an die Details. Gemeinsam erstellen wir einen Gottesdienstablauf mit den Liedern, Gebeten und

Texten. Jeder und jede übernimmt einen Teil im Gottesdienst.

Aber wer wird predigen?

Aber wer hält eigentlich die Predigt? Einige Namen werden hin- und hergeworfen. Und irgendwann steht es fest: Der Priester aus der tamilischen Gemeinde wird predigen. „Doch wie kriegen wir es hin, dass ihn alle verstehen“, gibt Isa zu bedenken, „er spricht doch nur Tamil.“ Es muss eine schriftliche Übersetzung der Predigt geben, beschließen wir. „Darum wird sich die tamilische Gemeinde kümmern“, verspricht Anton.

Tja, das eine, was man sich nach typisch deutscher Art im Vorfeld genau überlegt und plant, und das andere, was dann einfach passiert. Zwei Tage vor dem Gottesdienst wird klar: der Priester muss kurzfristig absagen.

Wer also wird predigen? Also braucht es einen Plan B und ich mache aus meiner eh schon geplanten Wollknäuel-Aktion eine Predigt mit Aktion.

Endlich ist es soweit. Der Reformationstag ist da. Wir alle sind aufgereggt, ob der Gottesdienst so laufen wird, wie wir uns das vorgestellt haben. Und ich muss sagen, er war sogar besser: Wir feiern einen lebendigen, langen, fröhlichen Gottesdienst. Alle sind im Anschluss ganz angetan. Es kommen so viele, dass die Köstlichkeiten auf dem Buffest geteilt werden müssen, damit alle etwas abbekommen.

Fazit für uns ist zum Schluss: auch wenn wir ganz unterschiedlich im Gottesdienst agierten, mit Zetteln hantierten und manchmal auch nicht wussten, wer jetzt wann dran ist, ist es uns gelungen, einen stimmigen interkulturellen Gottesdienst zu feiern, in dem beide Nationalitäten mit ihren Eigenarten vorkamen.

Und am Ende stand für alle fühlbar im Raum – Christus verbindet!

Indra Grasekamp



Foto: Elena Bokelmann/ELM

Indra Grasekamp, ELM-Referentin „Weltweite Spiritualität“

Indien, Kanada und die Schweiz sind nur einige Stationen, bei denen Indra Grasekamp auf ihrem Lebensweg halt gemacht hat. Immer wieder irgendwo neu anfangen, neue Freund*innen finden und eine neue Umgebung kennenlernen – das gehörte für Indra von klein auf zum Leben dazu und sie studierte dabei, ob anfänglich in Deutschland oder später international, wie Menschen miteinander leben.

Nach einer Zeit als Sondervikarin in Edmonton/Kanada und Gemeindepastorin in Aurich, geht sie als Referentin für „Weltweite Spiritualität“ beim ELM nicht nur ihrem Interesse für die weltweite Kirche nach, sondern versucht als Theologin Antworten auf eine Frage zu finden, die sie schon seit Jahren beschäftigt: Wie praktizieren Menschen in anderen Kontexten ihren Glauben? Hierzu sammelt sie Beispiele (nicht nur) in den Partnerkirchen des ELM und bringt sie mit der Glaubenspraxis von Gemeinden und Christ*innen im niedersächsischen Raum in Verbindung. Sie informiert, predigt, gestaltet Gottesdienste und konzipiert Seminare und schafft mit ihrer Arbeit einen geistlich-theologischen Brückenschlag zwischen Kulturen, Religionen und Konfessionen. Ihre geistlichen Impulse schaffen spirituelle und liturgische Erfahrungsräume, die auch in Ihrer Kirchengemeinde etwa in Andachten einsetzbar sind. Ein Beispiel hierfür ist ihr Beitrag für die Gender-Sommerakademie des ELM, über die wir in Heft 1/2020 berichtet haben und zu dem aktuell ein Andachtsheft entstanden ist. Nähere Informationen dazu und zu ihrer Arbeit:

Indra Grasekamp, Referentin Weltweite Spiritualität, Telefon (05052) 69-234, i.grasekamp@elm-mission.net

Grenzen überwinden

Nun ist es bald da: Andachtsmaterial als das Ergebnis intensiver Tage bei der Gender-Sommerakademie „Grenzen überwinden“, die vom 19. bis 26. August 2019 in Hermannsburg und Hannover unter der Leitung von Gabriele De Bona, Referentin für Gender International stattfand. Frauen aus Brasilien, der Zentralafrikanischen Republik, Deutschland, Indien, Peru und Südafrika sprachen über Grenzen im persönlichen Leben und in der Gesellschaft.

Ausgehend von biblischen Impulsen reflektierten sie ihre eigene Situation als Frau und die allgemeine Situation von Frauen in ihren Ländern. Mit der Erfahrung von Solidarität und Verständigung untereinander sprachen diese Frauen frei über Gender-Fragen in ihren eigenen Ländern und haben über Wege nachgedacht, wie sie die Hindernisse auf ihrem Weg überwinden könnten.

Geredet wurde unter anderem darüber, dass Frauen in vielen Ländern keine Stimme haben. Dass sie für die Kindererziehung und den Haushalt zuständig sind, ihnen aber nicht zugetraut wird, sich in Politik, Wirtschaft oder Kirche einzubringen. Leitungs- und Führungsrollen müssen sich Frauen hart erkämpfen. Pastorin Antoinette Beanzoui war zum Beispiel eine von nur zwei Frauen in der Zentralafrikanischen Republik, die Theologie studiert hatte und die einzige, die als promovierte Pastorin an der Universität arbeitete. Sie musste sich gegen viele Anfeindungen der Männer, aber auch von anderen Frauen durchsetzen.

Einstimmig sagten die Frauen, die an der Sommerakademie teilnahmen: „Wir werden häufig überhört und übersehen. In Gesprächen reden die Männer miteinander. Unsere Meinung wird nicht wahrgenommen. Wir müssen sie sehr aggressiv eintragen, um unseren Ideen Gehör zu verschaffen.“

Während dieser Tage in der Sommerakademie waren alle Frauen eingeladen, ihre „Her-Story“ zu schreiben, um ein Beispiel für

ein Leben als Frau in der je eigenen Gesellschaft zu geben. Der Begriff „Her-Story“ ist das weibliche Äquivalent der „History“, die überwiegend die Geschichte von Männern erzählt. Bei dem Schreiben der „Her-Stories“ geht es um die Geschichte von Frauen.

Alles Denken und Diskutieren fand seinen Ausdruck in Texten, die als Grundlage der vorliegenden Andachten dienen. In Solidarität legten die Frauen ihr Leben mit allem Schmerz und aller Heilung in Gottes Hand und beteten zu ihm. Sie lobten Gott und wussten, dass er es ist, der ihnen die Kraft gibt, ihre eigenen Grenzen zu ertragen und vielleicht zu überwinden.

Voneinander und von Gott mit einem Gefühl der Verbundenheit gestärkt, kehrten diese Frauen in ihre Heimatländer zurück. Dort werden sie hoffentlich zu starken Stimmen, die nicht überhört werden, denn sie wollen akzeptiert werden, als Frauen, die viel zu sagen und für ihre Gesellschaften zu geben haben.

Indra Grasekamp



Das Andachtsmaterial können sie bestellen bei: Konni Pufal, Telefon (05052) 69-251 oder k.pufal@elm-mission.net

Impressum

Herausgeber und Verlag:
Ev.-luth. Missionswerk in Niedersachsen (ELM)
Mitglied der Kooperation deutschsprachige
Missionspresse

Redaktion: Anette Makus (AMa), Dirk Freudenthal
Regina Müller (mi), Margret Sdrojek (sdr)

Layout: Dirk Riedstra, Hermannsburg

Verantwortlich:
i. S. des Nds. Pressegesetzes: Anette Makus

Redaktionsadresse: Ev.-luth.
Missionswerk in Niedersachsen
(ELM), Hermannsburg
Georg-Haccius-Str. 9, 29320 Südheide,
Telefon: 05052 69-235, Telefax: 05052 69-222,
E-Mail: mitteilen@elm-mission.net

Internet: www.elm-mission.net

Mitteilen-Abo online:
[www.elm-mission.net/ELM-service/mitteilenco/
abo-bestellen.html](http://www.elm-mission.net/ELM-service/mitteilenco/abo-bestellen.html)

Druck: MHD Druck und Service GmbH, Hermannsburg

Bankverbindungen für:
Rechnungen/Beiträge
Evangelische Bank
IBAN DE61 5206 0410 0000 6000 16
BIC GENODEF1EK1

Spenden
Sparkasse Celle
IBAN: DE90 2695 1311 0000 91 91 91
BIC: NOLADE21CEL

Bezugspreis:
Mitmachen erscheint vier Mal jährlich,
Einzelbezug kostenlos, Spenden erbeten
sowie als Beilage in Mitteilen.
ISSN: 1436-9397

Spenden: Corona-Unterstützung kommt an

„Dank der Unterstützung des ELM konnten wir an von der COVID-19-Pandemie betroffene Menschen in Red Hills, Mangalapuram, Thirunindravur, Pattaraiperumpudur, Akkur, Mettucheri, Kuttalam, Pollachi-II und NGGO-Colony Hilfsgüter verteilen“, freut sich Daniel Jayaraj, Bischof der Ev.-luth. Tamilkirche über die Spenden, die das ELM weitergegeben hat. In fünf weiteren Orten sei dies noch notwendig. Sobald wie möglich sollen auch dort Menschen Unterstützung erhalten.

„Ich bin so dankbar für die Unterstützung. Sie kam gerade zur richtigen Zeit“, freute sich Raymond Kok in Südafrika. Seit Beginn der Corona-Ausgangssperren war er ohne Einkommen. Lebensmittelgutscheine sorgten für das täglich Notwendige.

Durch weitere Projekte sollen noch mehr Menschen vor Hunger bewahrt oder in die Lage versetzt werden, sich vor einer Ansteckung mit dem Corona-Virus zu schützen. In Malawi sollen zum Beispiel die Größeren, die sich um Aidsweisen und gefährdete Kinder kümmern, lernen, sich und die besonders gefährdeten mangelernährten Kinder vor einer Ansteckung mit dem Corona-Virus zu schützen.

Übrigens: Ihre Spenden werden durch die Landeskirche gefördert und so werden aus je zwei Euro Spende drei Euro Unterstützung für Menschen in den Partnerkirchen.



Mitwirken

Bitte unterstützen Sie mit Ihrer Spende Projekte, die Menschen mit dem gerade Nötigen versorgen – und Perspektiven für die Zukunft entwickeln.

Spenden: IBAN: DE90 2695 1311 0000 91 91 91 | Stichwort: „Corona“

Das ELM unterstützt die Partnerkirchen bei der Bewältigung der Corona-Pandemie. Sollte mehr Geld eingehen, als dafür nötig, verwenden wir Ihre Spende für weitere Projekte der Partnerkirchen.